



ANDREAS ESCHBACH

EXPONENTIAL DRIFT



Andreas Eschbach

Exponentialdrift

edition 303

»...Was Sie vorschlagen? Ihn verhungern zu lassen?«

»Ich habe Therapieabbruch gesagt, nicht...«

Die Wand: hellgrau. Leicht glänzend im Licht von Neonröhren. Milchiges Glas im Fensterrahmen, dunkel bis auf einen schmalen hellen Streifen am oberen Rand. Davor ein Bett, darin ein junger Mann in einem roten TShirt, halb aufgerichtet, die Arme verkrümmt vor die Brust gepreßt, die Augen blicklos geöffnet. Krankenhausgeruch.

»...wie lange ist er schon...?«

»Vier Jahre...«

Worte, die vorüberglitten, verstanden wurden und zurück ins Nichts sanken. Begriffe, auftauchend wie von selbst, um die Welt zu ordnen und zu benennen. Was blieb, war Dringlichkeit. Es war etwas zu tun, zu vollbringen, unbedingt.

»...mit hoher Wahrscheinlichkeit nie wieder erwachen...«

Gesichter, die sich über ihn beugten. Gestalten, die sich vor den Jungen im roten T-Shirt schoben. Ein Stethoskop, das vor der Brust eines weißen Kittels baumelte. Helles Licht. Wärme.

»...ist denn dieser ungeheure Aufwand zu rechtfertigen...?«

Widerstand. Eine diffuse Erinnerung. Endgültigkeit. Keine Umkehr, aber wohin eigentlich? Nein, Umkehr kam nicht in Frage. Es galt, den Abgrund zu überwinden. Ein Schritt, keine große Sache. Ein Körper, in den man schlüpfen mußte wie eine Hand in einen Handschuh.

Natürlich störten die Leute vom Fernsehen den Tagesablauf und brachten den dichten, ausgeklügelten Pflegeplan in Verzug. Jürgen Röber sah zu, wie sie Kabel verlegten, Stative mit Scheinwerfern aufstellten und immer wieder prüfend durch die Sucher ihrer Kameras spähten. Er hatte nicht geahnt, daß ein derartiger Aufwand für jeden einzelnen dieser minutenkurzen Beiträge getrieben wurde, den er abends mit höchstens halbem Auge auf der Mattscheibe verfolgte.

»Können wir dann, Doktor Röber?« fragte der Redakteur, ein Mann mit rotgeränderten Augen und ungut aussehenden Leber-

flecken im Gesicht. »Wenn Sie sich jetzt neben das Bett stellen und ihm die Hand auf die Schulter... ja, so, wunderbar... Thorsten?«

Das war der Kameramann. Der ging in die Knie, drehte am Objektiv. Ein Assistent fummelte an einem Stück Stoff vor einer der taghellen Lampen. Röber hatte erwartet, daß noch jemand kommen und Schweiß von seinem Gesicht tupfen würde, aber offenbar interessierte sein Aussehen niemanden.

»Und schauen Sie mich an, nicht die Kamera.« Über dem glotzügigen Objektiv glomm ein rotes Lämpchen auf. »Okay.«

Röber nickte. Er hatte das Gefühl, kantig und verspannt zu wirken. »Dieser Patient hat im Mai 1998 eine Hirnblutung erlitten, unglücklicherweise in einem Flugzeug, das sich im Landeanflug befand.« Räusperer würden sie rausschneiden, hatte es geheißsen. »Demzufolge dauerte es lange, bis Reanimationsmaßnahmen eingeleitet werden konnten. Zwar wurde sein Leben gerettet, aber er liegt seither im Wachkoma.«

Die Schwestern hatten den Mann eigens frisch rasiert. Er hatte das magere Gesicht dem Fenster zugewandt, die Augen weit geöffnet, mit nichts zu erkennen gebend, daß er irgend etwas mitbekam von dem, was um ihn herum geschah.

»Seit über vier Jahren also. Nun sagt man ja, daß jemand, der länger als zwei Monate im Koma liegt, mit hoher Wahrscheinlichkeit nie wieder erwachen wird...«

Röber musterte den Redakteur, in dessen Blick plötzlich etwas Dunkles, Aggressives lag. »Die Chancen sinken, je länger das Koma dauert, das ist richtig«, sagte er behutsam. »Aber es gibt viele gut dokumentierte Fälle, in denen Wachkoma-Patienten nach Jahren oder sogar Jahrzehnten spontan zu Bewußtsein gekommen sind. Im Prinzip kann ein Apalliker jederzeit erwachen.«

»Haben Sie einen solchen Fall schon einmal selbst erlebt?«

»Nein, leider nicht.«

Der Redakteur nickte verstehend. »Was«, fragte er, »kostet eigentlich die Pflege eines Apallikers?«

Plötzlich ahnte Röber, was gespielt wurde. Das Fernsehteam war hier, um das, was sie taten, als Geldverschwendung erscheinen zu lassen. »Apalliker sind Schwerstkranke«, sagte er und spürte einen Zorn in sich aufwallen, von dem er wußte, daß er ihn im Zaum halten mußte, solange die Kamera lief. »Ihre fachgerechte Versorgung ist dementsprechend aufwendig und damit teuer. Aber verglichen mit vielen anderen Dingen, die unsere Gesellschaft sich leistet, ist...«

»Was heißt das in DM pro Monat?« unterbrach der Redakteur.

Röber atmete durch, ehe er antwortete. »Je nach Schwere des Falles monatlich elftausend bis vierzigtausend Mark.«

»Mit anderen Worten, das Koma allein dieses Mannes hat bisher zwischen einer halben und zwei Millionen verschlungen.« Das hatte er doch unmöglich in diesem Moment ausgerechnet. »Was bei mehr als dreitausend neuen Apallikern jährlich einem dreistelligen Millionenbetrag entspricht. Ist angesichts solcher Zahlen nicht zu überlegen«, fuhr er kaltschnäuzig fort, »künftig die Dauer der Komatherapie zeitlich zu begrenzen, wie das etwa in der Schweiz, in England oder den Niederlanden teilweise bereits gemacht wird?«

Röber spürte, wie sich sein Unterkiefer verkrampfte. »Dafür gibt es keine medizinische Rechtfertigung. Konkret heißt das nämlich, den Patienten verhungern zu lassen oder durch bewußte Vernachlässigung das Auftreten von Sekundärerkrankungen in Kauf zu nehmen, an denen er stirbt. Für mich ist das Euthanasie.«

»Aber ist denn dieser Aufwand zu rechtfertigen? Alles nur um Leben ohne Bewußtsein aufrechtzuerhalten?«

Röber hob abwehrend die Hand, spürte den Zorn in sich glühen wie schmelzendes Eisen, fühlte einen Impuls, die Fernsehleute aus dem Zimmer zu peitschen. »Wachkoma-Patienten

sind keine unheilbar Kranken, keine Sterbenden und erst recht keine Hirntoten«, sagte er mit zitternder Stimme. Sie würden es sowieso herauschneiden. »Es sind lebende Menschen, die unsere Hilfe benötigen, genau wie andere Schwerkranke auch. Sie haben zufällig kein Bewußtsein, aber das hat ein Säugling auch nicht.« Er war so wütend, daß er die unmerkliche Bewegung der Schulter unter seiner linken Hand fast nicht bemerkt hätte.

»Gut, eine andere Frage...«, begann der Redakteur, aber in einem Tonfall, als sei er erst dabei, sie sich zurechtzulegen, diese andere Frage.

In diesem Moment ruckte die Schulter wieder. Eine Bewegung, als wolle sie Röbers naßgeschwitzte Hand abschütteln. Röber fuhr herum. Das... konnte nicht sein. Er sank in die Knie. Ein spontanes Erwachen vor laufenden Kameras, das hatte es noch nie gegeben. Das war mehr, als man hoffen durfte.

»Was ist...?« begann der Redakteur, aber Röber unterbrach ihn, ohne ihn anzusehen: »Lassen Sie die Kamera an, um Himmels willen.«

Es war atemberaubend. Er versuchte zu fassen, was geschah, doch letztlich war es jenseits aller Faßbarkeit, war es Magie zu sehen, wie aus irgendeiner ungreifbaren Dimension ein Geist, eine Wachheit, eine Präsenz in Augen einkehrte, die er bis jetzt nur als blicklose, ausdruckslose Murmeln gekannt hatte. Es war, wie es gewesen sein mußte, als Adam die Seele eingehaucht wurde. Es war ein Moment, um an einen Gott zu glauben.

Dann, so plötzlich, wie man Licht einschaltet, war der Mann da. War Leben in den Augen. War jemand zu Hause.

Sein Mund bewegte sich, die Zunge kämpfte mit der Trockenheit darin. Sein Blick wanderte umher, von den Fernsehleuten zu den Scheinwerfern und zurück. Seine Hände tasteten mit unsicheren, eckigen Bewegungen über die Bettdecke.

»Mmwwoah...«, drang es krächzend aus der Kehle, die vier Jahre lang geschwiegen hatte. Der Brustkorb zitterte vor Anstrengung.

Röber tastete nach dem Arm des Mannes, strich darüber, auf einmal unsicher, das Richtige zu tun. »Es ist alles in Ordnung«, flüsterte er. »Es kann Ihnen nichts passieren.«

Der Kopf ruckte herum, sein Blick erfaßte den seinen mit erschreckender Intensität. Kehle und Mund arbeiteten noch immer daran, Laute zu formen, und er schien genau zu wissen, was er sagen wollte, wenn es auch niemand verstand. Alles, was er zustande brachte, war ein gutturales Etwas, das klang wie »Mmua de-hi«.

Röber merkte plötzlich, daß seine Beine weich wie Pudding waren, und spürte den völlig verrückten Drang zu weinen. Er streckte die Hand nach der Klingel aus, um eine der Schwestern zu rufen, und dann, ohne aufzustehen – denn das hätte er nicht gekonnt –, warf er dem Redakteur über die Schulter einen Blick zu. »Sie haben eine Sensation auf Band, das ist Ihnen hoffentlich klar?« Er sah zu den Scheinwerfern hoch. »Jetzt wäre es gut, die da auszumachen.«

Man hörte die eiligen Schritte von weitem in den Fluren hallen, die seltsam verlassen lagen für die Tageszeit. Durch das Oberlicht fiel das trübe Licht eines regnerischen Nachmittags und ließ die Wände fahl und die gerahmten Bilder darauf blaß aussehen. Dieser Teil der Klinik war nicht der, den man für die Prospekte fotografierte; es gab andere Gebäudeteile, in denen die Bemühungen der Architekten um Wohnlichkeit wesentlich mehr Erfolg gehabt hatten.

Das Fernsteam stand gesammelt auf der gegenüberliegenden Seite des Gangs, hinter dem Redakteur, der ungeduldig mit dem Fuß wippte. Einer der Leute mit den Scheinwerfern sah auf die Uhr, murmelte was von einer Verabredung mit seiner Freundin und bat den Kameramann um sein Handy, mit dem er sich ums Eck verzog.

Doktor Röber sah ihm unwillig nach. Er fand die Sorgen dieser Leute lächerlich, und hier mit ihnen herumzustehen, nur weil sie glaubten, Ansprüche stellen zu können, war die reine Zeitverschwendung.

Endlich kam der Mann, zu dem die Schritte gehörten, den Gang entlang, leicht außer Puste. Der Geschäftsführer der Klinik war untersetzt, ohne dick zu wirken, hatte ausgedünntes, ehemals lockiges Haar und große, fleischige Hände, mit denen er die des Redakteurs ergriff und schüttelte. »Herr Specht? Lembeck. Wir haben telefoniert.« Er nickte dem Rest des Teams flüchtig zu. »Was ist passiert?«

»Einer Ihrer Apalliker ist aufgewacht«, sagte der Redakteur in einem Ton, der fast vorwurfsvoll klang. »Der, von dem Sie sagten, er würde nie wieder zu sich kommen.«

»Herr Abel?« entfuhr es Lembeck. Er sah Röber mit großen Augen an. »Ist das wahr?«

Röber nickte grimmig. »Spontanes Erwachen. Nach über vier Jahren im Wachkoma. Und Herr Specht hat es auf Band. Einen der Fälle, die Ihrer Meinung nach nur medizinische Märchen sind.«

»Das habe ich so nie gesagt«, verwahrte sich der Geschäftsführer.

»Aber gemeint.«

»Drehen Sie mir doch nicht das Wort im Mund herum. Ich habe gesagt, daß wir die Kosten im Auge behalten müssen und ihr Verhältnis zum Nutzen, und dazu stehe ich, egal, was mit Herrn Abel passiert ist.«

»Da drüben ist der Mann mit der Kamera«, sagte Röber. »Der ist bestimmt dankbar für eine Aussage, wieviel Mark ein Menschenleben wert ist.«

»Wenn es nach Ihnen ginge, dann treiben wir den medizinischen Fortschritt so weit, bis eines Tages die eine Hälfte der Bevölkerung im Koma oder sonstiger Pflegebedürftigkeit vor sich hin dämmert und der Rest nichts anderes mehr tut, als sie

zu pflegen«, versetzte Lembeck ärgerlich und hielt auf die Tür von Zimmer 62 zu. »Überhaupt will ich mir das erst einmal mit eigenen Augen ansehen.« Er verschwand im Patientenzimmer.

Der Redakteur warf Röber einen abschätzigen Blick zu. »Sie haben ziemlich oft Streit mit ihm, was?«

»Er ist ein Kaufmann«, sagte Röber. Das letzte Wort spuckte er beinahe aus, absichtlich.

Lembeck kam wieder aus der Tür. Der Mann, der eine Maschinenbaufirma geleitet hatte, ehe er auf seine alten Tage dem Ruf des Stiftungsvorstands gefolgt war, schien sichtlich erschüttert. »Der ist ja wieder voll da«, meinte er. »Ich dachte, Sie meinen nur irgendwelche kommunikativen Zeichen.«

»Er hat eigenständig Kontakt aufgenommen, mich fixiert und angesprochen«, erklärte Röber. »Wobei er, was Sprache anbelangt, noch desorientiert ist, aber man kann praktisch zusehen, wie er wieder adäquat wird. Und deshalb«, setzte er hinzu, »sollte ich jetzt da drin bei Schwester Irene sein.«

»Nein, deshalb sollten wir jetzt da drinnen weiterfilmen«, unterbrach der Redakteur. Er stocherte mit dem Zeigefinger in Richtung auf Lembecks Brust. »Wir richten uns selbstverständlich nach ärztlichen Vorgaben, aber diese Gelegenheit müssen wir wahrnehmen und den ganzen Fall dokumentieren. Daraus kann eine große Sache werden, ein Beitrag für ein Wissenschaftsmagazin zum Beispiel oder auch für eines der politischen Magazine...«

Lembeck wich einen Schritt zurück. »Und warum tun Sie es dann nicht?«

»Weil Ihr Stationsarzt meinte, das sei nicht abgesprochen gewesen.«

Der Geschäftsführer sah Röber unwillig an. »Doktor, auf ein Wort.« Er nahm ihn am Arm und zog ihn ein Stück den Gang entlang, außer Hörweite des Fernsehteams. »Ich hätte Sie eigentlich für so schlau gehalten«, sagte er leise, »daß Sie die Chance erkennen, die sich Ihrer Sicht der Dinge hier bietet. Ein

Mann erwacht nach über vier Jahren aus dem Wachkoma, das Fernsehen steht bereit, um eine Riesensache daraus zu machen – und Sie wollen sich das entgehen lassen?»

»Es ist ein ungefragtes Eindringen in seine Privatsphäre. Und wir wissen nicht, ob es ihm nicht schaden kann.«

Lembeck ließ ihn los und massierte sich seufzend die Nasenwurzel. »Ich hätte nie gedacht, daß ausgerechnet ich Sie daran erinnern muß, wie skandalös schlecht die Versorgung von Schwersthirngeschädigten ist. Daß die meisten Patienten im apallischen Stadium schon nach ein paar Wochen in Pflegeheime abgeschoben werden, deren Personal sich nicht einmal selbst für qualifiziert hält, sie angemessen zu versorgen.«

Röber musterte den untersetzten Mann verwundert. »Das sind doch alles meine Argumente...?«

»Vielleicht bin ich nicht das Scheusal, für das Sie mich halten«, meinte Lembeck, wandte sich um und rief dem Fernseh-team zu: »Doktor Röber trägt die Verantwortung für die Patienten. Er hat das zu entscheiden.«

Da kamen sie wieder. Die Gestalten. Das Licht. Er fand ein Wort dafür: Scheinwerfer. Ein dunkles Kameraauge, das ihn examinierte. Es mußte etwas Bedeutsames mit ihm geschehen sein, daß solcher Aufwand getrieben wurde.

Finger, die ihm vors Gesicht gehalten wurden. Wie viele? Er suchte nach dem Wort. »Drei.« Gehorchte. Folgte einer Bewegung mit den Augen. Sie schienen zufrieden. Fragten ihn nach etwas, das sie ›seinen Namen‹ nannten, doch er wußte nicht, was sie meinten. Wie heißt der Bundeskanzler, fragte einer. Dazu fiel ihm ein Wort ein. »Bundeskanzlerhelmutkohl.« Sie lachten und sagten: »Gerhard Schröder, aber das macht nichts.«

Eine Welt baute sich zusammen, aus Worten, die ihm der Nebel zurückgab. Er lag in einem Bett. Der Mann in dem weißen Kittel war ein Arzt. Er formte ein Unbehagen um zu einer Frage. »Was ist passiert?« sagte er, und sie gerieten fast außer sich.

Der Arzt sprach schließlich zu ihm, aber viele seiner Worte zerfaserten, zerbröckelten, lösten sich auf. »Hirnblutung... vor vier Jahren... Wachkoma...« Er verstand nichts. Nur eine vage Furcht blieb ihm, daß etwas schrecklich schiefgegangen sein mußte.

Er spürte ein Zittern. Das Herz. Sein Herz schlug. Angst. Er mußte wach bleiben, Bestandsaufnahme machen, sich vergewissern. Was war geschehen? Wo war er hier? Er hatte das Gefühl, es einmal gewußt zu haben. Da war ein Wort, nein, ein Begriff, den er erst zu einem Wort machen mußte, und er mühte sich ab, rang damit, konzentrierte alle Kräfte auf die Aufgabe, wenigstens das Wort zu finden. Sie sahen ihn an, zahllose Augen, verstanden nicht.

Es schlug wild, das Herz, das seines war, und sein Mund war trocken, tat weh. Jemand reichte ihm einen Gegenstand, einen Becher, aus Plastik, mit einer Trinköffnung. Er trank. Wasser. Nein, Tee. Es tat gut.

»Ich glaube, das reicht jetzt«, sagte der Mann in dem weißen Kittel. Der Arzt. »Er braucht Ruhe.«

Jemand sagte etwas, ein Mann in einer schwarzen Jacke. Es klang unzufrieden. Doch das Licht erlosch, und alle verschwanden, bis auf die junge Frau mit blonden Locken und den rosigen Wangen, die vorher schon dagewesen war. Sie setzte sich auf einen Stuhl neben ihn und lächelte.

Wie seltsam es war, diesem Menschen gegenüberzusitzen, den sie jahrelang gepflegt hatte, ohne jemals ein Zeichen von Erkennen bemerkt zu haben. Zu sehen, wie er sich bewegte, wie er sprach. Ein wenig war es, dachte Irene Kocic, als sei der Kinderwunsch in Erfüllung gegangen, die Lieblingspuppe möge zum Leben erwachen. Sie hatte nicht wirklich daran geglaubt, und doch war es passiert.

Ob er sich an irgend etwas erinnerte aus dem Koma? Ob er mitbekommen hatte, wer sie war und daß sie sich um ihn ge-

kümmert hatte? So etwas kam vor. Zumindest hatte sie davon gelesen.

Falls er sie erkannte, zeigte er es nicht. Es sei denn, man nahm sein stillschweigendes Einverständnis mit ihrer Anwesenheit als eine Art Erkennen. Er saß da, das Rückenteil hochgestellt, fünf Kissen unter sich, und war in die Betrachtung seiner rechten Hand vertieft. Er drehte sie langsam, um sie von allen Seiten zu betrachten, die Finger bebten dabei, die Bewegung war eckig, aber es ging besser als noch kurz zuvor.

Sein Blick blieb an dem goldenen Ring um seinen Ringfinger hängen. »Was ist das?« fragte er.

»Ihr Ehering«, sagte sie.

»Was bedeutet das?« wollte er wissen, doch etwas in ihm fand die Antwort selber: »Daß ich verheiratet bin. Nicht wahr? Ich habe... eine Frau.«

Sie nickte. »Ja. Sie kommt morgen.« Als sie den verwirrten Ausdruck in seinen Augen bemerkte, fragte sie: »Erinnern Sie sich an Ihre Frau, Herr Abel?«

»Nein«, sagte er, schüttelte den Kopf und korrigierte: »Doch, ja. Ich erinnere mich. Es ist nur...« Er blinzelte, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ist das mein Name? Abel?«

»Ja. Bernhard Abel.«

Etwas wie Entsetzen stand in seinem Gesicht. Er starrte angestrengt auf das Fußende seines Bettes, nicht, als sähe er dort etwas Bestimmtes, vermutlich hätte er genausogut auf jeden anderen Punkt im Raum starren können, sondern so, als beschäftige ihn das Gehörte ungeheuer. Einen schrecklichen Augenblick lang fürchtete sie, ihn erneut zu verlieren, hilflos zusehen zu müssen, daß er zurückglitt in das lichtlose Gefängnis, in dem er über vier Jahre zugebracht hatte. Doch endlich blinzelte er, stieß die Luft mit seufzendem Keuchen aus. »Abel«, wiederholte er.

»Genau.«

Er sah sie an. »Das ist... seltsam.« Er suchte nach Worten, bewegte minutenlang stumm den Mund, als probiere er sein Vokabular durch. »Da ist etwas schiefgegangen.«

Etwas Unheilvolles lag in der Art und Weise, wie er das sagte. Irene Kocic schluckte unbehaglich, wollte das bedrohliche Gefühl verscheuchen. »Wieso denken Sie, daß etwas schiefgegangen ist?« fragte sie.

»Weil ich mir sicher bin, daß das nicht mein Name ist«, sagte der Mann. »Bernhard Abel – das bin ich nicht.«

*

»Ich dachte, dein Mann hat dich verlassen.«

»Das hat er ja in gewisser Weise auch.«

»Also, entschuldige. Einen Schlaganfall kriegen und ins Koma fallen ist doch nicht dasselbe, wie seine Frau zu verlassen.«

Evelyn Abel klappte die Sonnenblende herab und überprüfte ihr Aussehen in dem kleinen Spiegel darin. Zum zehnten Mal, seit sie hier standen. »Für mich ist es aufs gleiche herausgekommen.«

»Du hättest mir davon erzählen sollen.«

Sie klappte die Blende wieder hoch und sah ihn von der Seite an. Wolfgang hielt das Lenkrad umklammert, sah geradeaus, und sein Kinn schob sich mit winzigen Zuckungen hin und her. »Ich wollte nicht mehr an ihn denken, okay?« Sie seufzte unwillig und sah hinaus, über den sorgfältig gepflegten Rasen, der sich rund um die Klinik erstreckte. »Zuerst haben sie mir Hoffnungen gemacht. Ein paar Wochen, hieß es. Irgendwann waren es Monate, und ich habe immer noch gewartet. Bis eine Ärztin mir das mal erklärt hat. Daß er wahrscheinlich nicht mehr aufwachen wird, wenn das Koma länger dauert als ein Jahr. Und wenn, daß er geistig schwer behindert sein kann. Ich weiß genau, daß Bernhard das ein Greuel gewesen wäre, und dann

dachte ich, es ist besser so, wie es ist. Daß er eben so dahindämmert und irgendwann stirbt.«

Wolfgang warf ihr einen entsetzten Blick zu. »Scheiße«, murmelte er mit einer wie flachgepreßt klingenden Stimme. »Ich dachte, aus 'nem Koma... da holen sie einen irgendwann auf jeden Fall wieder raus...?«

»Tja. Falsch gedacht. Sie können eine Menge machen, aber im Griff haben sie es nicht. Sie können nicht mal vorhersagen, ob einer wieder zu sich kommt oder nicht. Im ersten Jahr – ich glaube, ich habe ein halbes Medizinstudium gemacht. Wachkoma. Apallisches Syndrom. Basale Stimulation. Multisensorisches Konzept. Ich bin bei ihm am Bett gesessen und habe ihm aus seinen Computerzeitschriften vorgelesen, die immer noch gekommen sind, weil ich es nicht fertiggebracht habe, die Abos zu kündigen. Doch, man kann eine Menge machen. Es kostet bloß auch eine Menge.« Sie strich sich eine Strähne aus dem Gesicht. »Ich hab' gedacht, mich trifft selber der Schlag, als ich gesehen habe, was das alles kostet.«

»Aber für so was gibt's doch Versicherungen.«

»Ja, toll. Bernhards tolle teure private Krankenversicherung hat ihn so früh wie möglich zum Dauerpflegefall erklären lassen und an die Pflegeversicherung abgeschoben. Und was die zahlen, das reicht für gar nichts.« In ihrer Stimme zitterte etwas mit, das ein Wutanfall werden mochte oder pure Verzweiflung. »Ich habe nicht immer in einer billigen kleinen Dreizimmerwohnung an der Hauptverkehrsstraße gewohnt und in einer Parfümerie gearbeitet, weißt du? Bernhard hat gut verdient. Er war Computerspezialist, ist in der ganzen Welt herumgekommen, in Saudi-Arabien, in Japan, den USA... Seinen Mercedes habe ich als erstes verkauft. Weil ein Auto schnell an Wert verliert. Das Geld dafür hat gerade die Zeit überbrückt, die ich gebraucht habe, um unsere Ferienwohnung bei Alicante zu einem einigermaßen guten Preis loszuwerden. Ich habe immer gehofft, daß ich das Haus behalten kann, wenigstens das Haus,

habe ich gedacht.« Sie atmete aus, das Beben in ihrer Stimme verlor sich etwas. »Den größten Teil der Möbel mußte ich auch verkaufen, als es soweit war. Ich konnte sie ja nicht alle unterbringen auf sechsundsechzig Quadratmeter.« Sie preßte die Faust vor den Mund in dem Versuch, ein Schluchzen zu unterdrücken. »Und jetzt, gerade als das ganze Geld aufgebraucht ist, wacht er wieder auf!« Ein Moment des Schweigens trat ein.

Man hörte den Motor knacken. Wolfgang sah sie beunruhigt an. Er hatte rauchblaue, weit auseinanderstehende Augen, und wenn ihn etwas beunruhigte, schien jedes davon ein Eigenleben zu entwickeln. »Soll ich heute abend überhaupt noch mal kommen?« fragte er schließlich. »Oder war's das?«

Sie sah auf ihre Hände hinab, die ihre Handtasche umschlossen, und betrachtete den schmalen Ring mit dem Diamanten. Den hatte Bernhard ihr zu Theresas Geburt geschenkt, und sie trug ihn heute zum ersten Mal wieder seit dem Tag, an dem sie die Hausschlüssel hatte hergeben müssen. Seither war sie nicht mehr in der Klinik gewesen. Sie hatte die Rechnungen bezahlt, diese horrenden Beträge, hatte voller Schuldgefühle gehofft, daß er sterben würde, ehe alles Geld aufgebraucht war, und versucht, so zu leben, als sei er schon tot.

»Ich geh jetzt da rein«, sagte sie mit einem wunden Gefühl in der Brust, »und sage ihm, daß ich die Scheidung will.«

Sie stand vor dem grauen Plattenweg, den sie so lange Zeit jeden Tag gegangen war und dann so lange Zeit nicht mehr. Alles sah noch aus wie damals. Immer noch ragte die Klinik traurig-trotzig über der in Bäume und Büsche gehüllten Villensiedlung auf. Evelyn Abel war plötzlich, als habe sie die Jahre ihres selbständigen Lebens nur geträumt.

Sie tat den ersten Schritt, und dann noch einen und noch einen, bis sie beim Haupteingang anlangte und die gläsernen Schiebetüren mit jenem diensteifrigen Ächzen vor ihr auffuhren, das sie unter allen Geräuschen dieser Welt wiedererkannt hätte. Für einen Moment vermischte der Duft der Blumen drau-

ßen sich mit dem Geruch des Krankenhauses, dem Mief aus Desinfektionsmitteln und menschlichen Ausdünstungen, und sie fühlte sich endgültig in die Vergangenheit zurückkatapultiert. In eine Zeit, in der ihr Leben zwar nicht in Ordnung, aber voller Hoffnung gewesen war.

Heute, erkannte sie mit jähem Schmerz, war es genau umgekehrt.

Sie hätte sich blind zurechtgefunden. Am Empfang vorbei, durch den verglasten Gang hinüber in das flache Nebengebäude, dessen Wände hellgelb gestrichen waren und trotzdem wirkten wie die eines Gefängnisses. Station C1. Noch immer herrschte hier gespenstische Ruhe, genau wie damals, als sie jeden Tag hier gewesen war, um mit Bernhard zu sprechen, ihn zu berühren, unter Anleitung der Pfleger seltsame Übungen mit ihm zu machen: ihm die Beine zu schienen und ihn zusammen mit einem Helfer auf die Füße zu stellen; oder ihm behutsam mit dem Finger den Mund zu öffnen, um sein Zahnfleisch, die Zunge und das Innere der Wangen zu berühren. Damals hatte sie sich das nicht eingestanden, aber sie hatte oft das grausige Gefühl gehabt, an einem Leichnam herumzuhantieren, einen seelenlosen Körper zu umsorgen. Es hatte sie in ihren Träumen verfolgt, doch es wäre ihr wie Verrat vorgekommen, jemandem davon zu erzählen.

Der Stationsarzt war immer noch Doktor Röber. Der asketisch wirkende Mann schüttelte ihr die Hand, ohne jeden Vorwurf über ihre lange Abwesenheit, und sie mußte wieder einmal denken, daß er eher wie ein Mönch wirkte als wie ein Arzt und daß der weiße Mantel an ihm aussah wie das Gewand eines seltsamen Ordens.

»Es ist ein Wunder«, sagte er.

Evelyn nickte. »Kann ich ihn sehen? Ist er... ansprechbar?«

Dr. Röber zögerte. »Ich habe Ihnen ja am Telefon gesagt, daß man nicht erwarten darf, daß jemand nach so langer Zeit aus dem Koma erwacht und geistig sofort – na ja...« Er suchte Zu-

flucht zu einer vagen Handbewegung. »Ihr Mann hat mit Identitätsproblemen zu kämpfen. Wobei ich glaube, daß sich das im Lauf der Zeit geben wird, ganz von selbst.«

Sie spürte wieder jenen wehen Schmerz in der Brust, mit dem sie aus dem Auto ausgestiegen war. »Kann ich ihn jetzt bitte sehen?«

»Ich dachte nur, es ist besser, ich warne Sie vor.«

»Liegt er noch in Zimmer 62?«

»Kommen Sie.« Er ging voraus, öffnete ihr die Tür.

Sie hatte sich – am Anfang zumindest, ehe sie aufgehört hatte, sich solche Hoffnungen zu machen – oft gefragt, wie es sein würde in dem Moment, in dem sie ihm wieder gegenüberstehen und er wieder bei Bewußtsein sein würde. Nun, da es geschah, war es fast ein Schock. Er saß in seinem Bett, aufrecht, genau so, wie sie ihn versucht hatte in Erinnerung zu behalten, und doch ganz anders, ganz fremd.

»Bernhard«, sagte sie.

Er sah sie an, als müsse er überlegen, wer sie war. Vielleicht mußte er das tatsächlich. Aber dann sagte er: »Evelyn. Du bist Evelyn.« Es klang distanziert, als sei er nach dem Namen eines Sternbilds gefragt worden, aber sie glaubte dennoch ihr Herz aussetzen zu spüren, als er ihren Namen sagte.

»Ja«, nickte sie töricht. »Ich bin Evelyn.« Sie setzte sich auf den Bettrand, mußte den Blick abwenden von dem jungen Mann im anderen Bett, der mit verkrümmten Händen und leeren Augen herüberstarrte.

»Wo ist Theresa?« fragte Bernhard. »Wir haben eine Tochter namens Theresa, oder?«

»Ja. Es geht ihr gut. Sie ist in der Schule. Sie geht inzwischen in die Schule, weißt du?« Wie blödsinnig glücklich es sie machte, daß er sich an seine Tochter erinnerte!

Er sah sie an. Der Blick seiner Augen war fremd, ratlos, aber es waren immer noch die Augen, in denen sie sich einst gespie-

gelt hatte. In einer Zeit, die ihr unwiederbringlich zu sein schien – obwohl...

»Ich erinnere mich an die Geburt«, sagte er in einem Ton, als wundere ihn das. »Ich erinnere mich auch daran, wie... wir sie gezeugt haben.« Ein erstaunter Glanz in seinen Augen. »Wir haben das ziemlich oft gemacht, oder?«

Evelyn sah verlegen auf ihre Hände, dann auf seine Hände, mußte an eine Vollmondnacht denken, eine heiße Nacht voller Zikadenklang, in der die Luft den Schweiß nicht von der Haut zu trocknen vermocht hatte, und daran, was diese Hände... Sie griff nach ihnen, fühlte das Leben darin.

»Ziemlich oft«, flüsterte sie.

»Es ist eigenartig, daran zu denken«, sagte Bernhard, als gestehe er ein Vergehen.

Ich habe ihn zurückbekommen, das war alles, was sie denken konnte. Sie beugte sich vor, umarmte ihn, fühlte den vertrauten Körper, der nur nach fremder Seife roch.

»Ich muß dir ein Geheimnis anvertrauen«, flüsterte Bernhard ihr mit unvermuteter Dringlichkeit ins Ohr.

»Erzähl es mir, wenn wir zu Hause sind«, flüsterte Evelyn zurück.

*

Wenn er schlief, war alles gut, und wenn er aufwachte, fühlte er sich immer noch eine Weile gut. Doch dann sah er sich um, und es kam unweigerlich wieder: dieses Gefühl entsetzlicher Verlassenheit. Als sei er gestrandet im Körper eines anderen. Als habe er fremde Erinnerungen übernommen und seine eigenen vergessen. Fremd war ihm alles, so fremd, als habe es ihn von einem anderen Planeten herverschlagen.

»Das ist so ungewöhnlich nicht«, sagte der Neurologe, der ihn behandelte. »Ich will damit nicht sagen, daß es normal ist, aber

bitte bedenken Sie, was Sie durchgemacht haben, Herr Abel. Geben Sie sich Zeit.«

»Mich wundert das überhaupt nicht, Bernhard«, sagte seine Ehefrau. »Das kommt von den ganzen Science-fiction-Romanen, die du früher gelesen hast.«

Die Romane waren nicht mehr da. Er erinnerte sich an einen Schrank mit verglasten Schiebetüren im Keller, voller Bücher, doch weder den Schrank noch den Keller gab es mehr. Auch das Haus war nicht mehr da; seine Frau hatte es verkaufen müssen und war in diese kleine Wohnung gezogen. Die wenigstens war ihm zu Recht fremd. Immerhin hatte sie einen kleinen Balkon, auf dem er vormittags saß, wenn Evelyn arbeitete und Theresa in der Schule war. Dann schaute er hinab auf den endlosen Strom der Autos und versuchte zu verstehen, was ihm passiert war.

So vergingen die Wochen. Er las Zeitungen, so viele er kriegen konnte. Ein paar alte Magazine lagen noch herum, aus denen er erfuhr, was geschehen war in der Zeit, die er im Koma gelegen hatte. Ungläubig las er von einem Anschlag auf das World Trade Center, der keine drei Wochen vor seinem Erwachen stattgefunden hatte, sah die Bilder der brennenden und einstürzenden Türme und konnte es nicht fassen. Das war eine seiner letzten Erinnerungen: wie er dort oben im Café gesessen und auf die Welt hinabgesehen hatte, Stunden verträdelnd, bis es Zeit wurde, zum Flughafen hinauszufahren für seinen Rückflug, an dessen Ende der Hirnschlag ihn treffen sollte. Erst neulich war das gewesen. Neulich, im Mai 1998. Über vier Jahre her. Jahre, die ohne ihn stattgefunden hatten. Die Raumstation, deren Bau damals gerade beschlossen worden war, umkreiste inzwischen die Erde und war angeblich mit bloßem Auge sichtbar. Der Datumswechsel auf das Jahr 2000 war ohne die befürchteten Katastrophen über die Bühne gegangen. Und die USA hatten einen unter slapstickartigen Bedingungen ins Amt gekommenen Präsidenten, der in Afghanistan Krieg führte.

Evelyn arbeitete viel. Alle paar Tage blieb sie bis spät in die Nacht weg, wegen der Euro-Umstellung, wie sie sagte. Noch eine Umstellung. Der Euro. Er fand eine Erinnerung daran, mit einem Kollegen namens Yves gewettet zu haben, daß der Euro nie kommen würde. Inzwischen waren es, den Zeitungen zufolge, keine drei Monate mehr, bis das Bargeld ausgetauscht wurde. Die Wette hatte er wohl verloren.

An den Abenden, an denen Evelyn nicht nach Hause kam, machte er das Abendessen für seine Tochter und sich, einfache Sachen, was er eben konnte. Das habe er früher nie gemacht, sagte Theresa am zweiten Abend. Was, wollte er wissen. »Gekocht«, sagte sie, obwohl er bloß Rührei machte oder eine Dossensuppe.

»Na ja«, sagte er. »Jetzt mache ich es halt.«

An einem dieser Abende erzählte sie von einem gewissen Wolfgang, der sich um sie beide gekümmert hatte, solange er, »Papa«, krank gewesen sei. Das zu hören weckte ein unangenehm nagendes Gefühl in ihm. In solchen Momenten fühlte er sich so fremd und verloren, daß er glaubte, vor einem gähnen-den Abgrund zu stehen.

Wenn Theresa im Bett war, ging er zurück auf den Balkon, auf dem es laut war und nach Abgasen stank, und sah hinauf zum Himmel, ohne daß er hätte sagen können, warum eigentlich. Da hätten Sterne sein müssen, aber sie waren nicht zu sehen neben den orangefarbenen Straßenlampen und den bunten Leuchtreklamen für Bier und Versicherungen. Zu seinen Füßen wälzte sich ein Strom aus dunklen Wagen und weißen und roten Lichtern dahin, der kein Ende zu nehmen schien. Es kam ihm vor wie der seltsamste Ort, der vorstellbar war.

Wer bin ich, dachte er und sah auf seine Hände hinab, die sich auf die Brüstung stützten und ihm so fremd vorkamen, als hätte man sie ihm ohne sein Wissen transplantiert. Wie konnte es sein, daß er sich so fremd fühlte in diesem Körper, dieser Stadt, dieser Welt?

Vielleicht stimmte, was der Arzt sagte, und es war einfach eine Störung im Stoffwechsel, im Mineralhaushalt des Gehirns, irgend so etwas. Ein Hardwaredefekt, der sich mit der Zeit von selber reparieren würde. Vielleicht war das, was er fühlte, in Wahrheit nichts anderes als ein exotischer Verwandter eines Vollrauschs.

Das konnte er sich sagen, aber er glaubte es nicht. Wenn es so etwas gab wie eine Entwicklung, die er in sich wahrnahm, dann war es ein sich mit jedem Tag mehr und mehr verdichtendes Gefühl, daß hinter seinem Fremdsein ein ungeheuerliches Geheimnis verborgen lag.



In diesen Tagen erhielt Doktor Hahn, der behandelnde Neurologe, einen Anruf von einem gewissen Doktor Röber aus der Klinik, in der sein Patient Bernhard Abel über vier Jahre lang im Wachkoma gelegen hatte und, als schon niemand mehr damit gerechnet hatte, aufgewacht war. Und zwar, unglaublich genug, vor den laufenden Kameras eines Fernsehteams, das ursprünglich vorgehabt hatte, eine Dokumentation über aussichtslose Fälle des apallischen Durchgangssyndroms zu drehen. Nun hatten sie einen sensationellen Beitrag für einen Privatsender daraus gemacht, und dieser Beitrag war der Grund für Doktor Röbers Anruf.

»Der Film wird kommenden Mittwoch ausgestrahlt«, sagte er. »Hat man mir zumindest gesagt. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber ich habe meine Zweifel, ob es angebracht wäre, wenn Herr Abel die Szene seines Erwachens am heimischen Fernseher mitbekäme.«

Dr. Hahn nickte, obwohl sein Gesprächspartner das natürlich nicht sehen konnte. »Diese Zweifel teile ich«, erklärte er und rief auf seinem Computer den Terminkalender seiner Praxis auf. »Wann, sagten Sie? Nächsten Mittwoch?«

»Ja. Siebter November, achtzehn Uhr dreißig.«

»Herr Abel hat an dem Tag ohnehin einen Termin. Nachmittags. Ich denke, am besten verlege ich den einfach auf den Abend.«

*

Arpa war nicht sein richtiger Name, aber in der Firma nannten sie ihn alle so. Das durchzusetzen hatte seine Zeit gedauert und Hartnäckigkeit erfordert, doch es war unabdingbar gewesen, um das Gleichgewicht zu vervollkommen, das er erreicht hatte.

Er arbeitete in der Kommissionierhalle der Versandabteilung. Eine gute Arbeit, um Gleichgewicht zu erzielen. Wenn er den Packwagen durch das Regallager schob, wußte er genau, welche Schachtel wie schwer war und wie er sie fassen mußte, um sie vollendet aufzuladen. Mit geringstmöglichem Kraftaufwand, mit befriedigender Eleganz in der Bewegung und ohne einen unnötigen Schritt zu tun. Gleichgewicht. Wenn es gelang, war seine Arbeit ein Tanz.

Seine Kollegen waren an Gleichgewicht nicht interessiert. Ihr Interesse galt der Fortpflanzung und vagen, im Grunde unwahrscheinlichen Möglichkeiten, ihre Arbeit aufgeben zu können. Sie stolperten unkonzentriert und lustlos durch den Tag, vergaßen viel, machten unnötige Wege, vergeudeten in einem fort Kraft und beschwerten sich abends, erschöpft zu sein. Arpa sah, daß sie erschöpft waren, weil sie gegen ihre Arbeit ankämpften, doch er sagte nichts.

Nach Hause ging er ungern, denn dort Gleichgewicht zu erzielen war ihm nicht gelungen. Dazu hätte es Gefährten bedurft, und die gab es nicht. Zu Hause fühlte er sich einsam, was manchmal so schmerzhaft war, daß er der Verheißung des Alkohols, zu betäuben, nicht widerstehen konnte. Darauf folgten Tage ohne Gleichgewicht, doch das fiel niemandem auf, im

Gegenteil, es schien ihm die anderen näherzubringen, sie beinahe zu Gefährten zu machen.

Und dann waren da noch diese Träume, wilde, undeutliche, quälend schöne, sehnsuchtsvolle Träume, die ihn voll Verzweiflung erwachen ließen, weil er nie heimkehren würde in jene Länder, aus denen sie stammten. Um diese Träume zu betäuben, sie regelrecht abzutöten, mußte er fernsehen.

Er sah gern Science-fiction-Serien. Es amüsierte ihn, mit welcher unbekümmert kindlicher Zuversicht darin menschliche Lebens- und Sichtweisen in die Zukunft und in den Weltraum verlängert wurden. Als ob das gehen würde! Als ob es keine Exponentialdrift gäbe!

Wie eine Droge war es auch, sich durch die vielen billigen Reportagesendungen zu zappen. Belanglose Berichte über belanglose Verbrechen, nackte Haut unter billigem Vorwand, sinnlos, das alles zu sehen, aber es lenkte ab, bremste die Gedanken, verstopfte die Traumkanäle mit alternativem Stoff. Wenn er einmal anfang, konnte er erst aufhören, wenn sein Kopf sich innen wund und stumpf anfühlte vom Bombardement der Bilder.

So saß er auch an diesem Mittwoch abend vor dem Fernseher, verfolgte die Nachrichten, nahm ohne Gefühlsregung zur Kenntnis, daß die Concorde wieder flog und viertausend Bundeswehrsoldaten in den Afghanistan-Krieg geschickt werden sollten. Ungleichgewicht. In den Gesichtern der Fernsehjournalisten las er mühsam gezügelte Begeisterung, ein historischer Moment! sagte jeder, gedankenlose Floskel. Heute war bekanntgeworden, daß die Streitkräfte so nicht von den USA angefordert worden waren, danach hatte gestern niemand gefragt. Und weder gestern noch heute stellte einer die Frage, was mit den anderen Nato-Staaten war. Es interessierte niemanden wirklich. Sie wollten Ungleichgewicht, es kitzelte ihre Nerven. Bewegung. Unvorhersagbarkeit. Gefahr.

Er schaltete weiter. Werbung. Ein Skandälchen um pornographische Fotos. Familienserien. Bei einem Filmbericht über einen Mann, der zufällig gefilmt worden war, wie er aus vierjährigem Wachkoma erwachte, hielt er inne. In Großaufnahme das Gesicht des Mannes, flatternde Augen, keuchendes Einatmen und, endlich, nach jahrelangem Exil in der Nähe des Todes, der erste Laut: »Mmua de-hi.«

Arpa erstarrte in seinem Sessel. Er konnte nicht glauben, daß er das eben gehört hatte, aber die Stelle wurde wiederholt, so daß es keinen Zweifel gab.

Sie hatten es wieder getan!

Er sah auf seine Hände hinab. Sie zitterten. Er schaltete den Fernseher ab, rief beim Sender an, fragte, in welcher Klinik der Beitrag gedreht worden war. Das dürfe man ihm nicht sagen, war die Antwort, doch er versuchte es mit willkürlich ausgewählten Durchwahlnummern so lange, bis er eine arglose Praktikantin an den Apparat bekam, die es ihm verriet und sogar bedauerte, ihm nicht sagen zu können, wie der Mann hieß; das wisse nur die Produktionsfirma. Arpa bedankte sich, konsultierte den Autoatlas und rief dann seinen Chef zu Hause an, um eine Woche Urlaub zu verlangen, sofort.

»Ich weiß es erst seit einer halben Stunde«, sagte Arpa auf dessen Protest. »Und es muß unbedingt sein.« Er hatte in den vergangenen Jahren seinen Urlaub zum größten Teil verfallen lassen; die Firma schuldete ihm etwas.

»Ach so. Verstehe. Tut mir leid.«

Arpa begriff, daß er annahm, es handele sich um einen Todesfall in der Familie, und er beschloß, den Irrtum nicht aufzuklären.

»Eine Woche, sagten Sie? Das heißt, Sie wären am, warten Sie, fünfzehnten wieder da? Kann ich da mit Ihnen rechnen? Am Donnerstag?«

»Spätestens«, sagte Arpa und verschwieg, daß er, sollte seine Hoffnung sich erfüllen, nie wieder zurückkommen würde.

Es war ein ungewöhnlich ruhiger Tag. Dr. Röber sah auf die Uhr und erwog, ausnahmsweise in die Kantine zu gehen. Falls die noch offen hatte; seine letzte Mahlzeit dort lag zu lange zurück, als daß er sich an die genauen Öffnungszeiten hätte erinnern können. Am Schwarzen Brett hing ein Speiseplan, aber da stand auch nicht, um wieviel Uhr die Kantine schloß, außerdem war er drei Wochen alt.

Ein Mann streckte den Kopf ins Stationszimmer. »Doktor Röber?«

Aha. Damit war das geklärt. Kein Mittagessen. Gedanken wie ›ungewöhnlich ruhig heute‹ beschworen eben unweigerlich die Rache des Universums herauf. »Ja?«

»Ich habe Sie gestern abend im Fernsehen gesehen.«

Das hatte ja kommen müssen. Als ob die Sprüche der Kollegen heute morgen noch nicht gereicht hätten. Röber rang sich ein Lächeln ab. »Schön.« Er betrachtete den Mann, der schlank und kräftig wirkte, kurzgeschorene Haare hatte und einen traurigen Glanz um die Augen. Aber den hatten viele, die hierher kamen. Wahrscheinlich ein Bekannter der jungen Frau in Zimmer 65, die am Montag gekommen war, ein Motorradunfall. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Sie waren das doch, oder? In dem Filmbericht gestern? Als dieser Mann aus dem Koma aufgewacht ist, dieser Herr... Ich komme gerade nicht auf den Namen – wie hieß er gleich?«

Röber seufzte. Die Fernsehleute hatten ihn gewarnt, daß so etwas passieren würde. Daraufhin hatten sie die Patientenakten weggeschlossen und alle Schwestern und Pfleger eindringlich instruiert, daß der Name Bernhard Abel nicht fallen durfte. Die Frühschicht hatte erzählt, daß heute morgen kurz vor sechs sogar der Justitiar der Klinik aufgetaucht war, um das noch einmal zu bekräftigen: Wer den Namen Bernhard Abel verriet,

handelte sich nicht nur die fristlose Kündigung ein, sondern unter Umständen auch eine saftige Schadenersatzklage.

»In dem Bericht wurde der Name des Patienten nicht erwähnt«, sagte Röber also.

Er wappnete sich gegen den nächsten Versuch, ihm den Namen Bernhard Abel zu entlocken, aber der Mann lächelte ihn nur an, den Kopf schräg gelegt, und sagte nichts. Er blickte drein, als lausche er einem weit entfernten Klang.

Röber räusperte sich. »Kann ich Ihnen irgendwie helfen? Suchen Sie jemanden? Wollen Sie jemanden besuchen?«

Dem Schild am Haupteingang zufolge begann die offizielle Besuchszeit erst um fünfzehn Uhr, aber das stammte aus dem Jahr 1960, als dies noch eine Unfallklinik gewesen war. Heutzutage kümmerte sich niemand mehr um Besuchszeiten, Besucher kamen zu allen Tages- und Nachtzeiten, und die Sorge war eher, es könnten zuwenig als zu viele davon kommen: gerade Apalliker sprachen häufig positiv auf die Stimmen oder die bloße Anwesenheit vertrauter Personen an, selbst wenn sie sonst auf nichts mehr ansprachen.

»Abel«, sagte der Mann versonnen. »Bernd... nein, Bernhard Abel. So hat er geheißen.«

Röber starrte ihn an. Einen bizarren Moment lang fragte er sich, ob der Mann seine Gedanken las. Hallo, Blödmann! dachte er in einer Weise, die er als ›laut und deutlich‹ empfand, und schaute genau hin, doch der Fremde zuckte nicht zusammen, sah nicht schuldbewußt hoch, fuhr nicht beleidigt auf. Röber schalt sich einen Narren und sagte, ärgerlich über sich selbst: »Sie werden verstehen, daß ich dazu nichts sagen darf. Aus Datenschutzgründen.«

Der Mann nickte mit großen Augen. Er hatte einen grauen Pullover an und darüber einen billigen roten Parka. »Ich bin mit ihm zusammen zur Schule gegangen. Können Sie mir sagen, wo ich ihn jetzt finde?«

»Nicht mehr hier jedenfalls.« Da hätte nicht einmal Gedankenlesen geholfen. Er kannte Evelyn Abels Anschrift nicht, nur ihre Telefonnummer, und die nicht auswendig.

»Aber Sie haben doch sicher seine Adresse.«

»Sicher, aber die darf ich Ihnen erst recht nicht sagen.«

Der Mann rieb sich den Hals. Dabei verrutschte sein Pullover und legte eine etwa daumengroße Verfärbung der Haut frei, eine Art Muttermal, das aussah wie der Schatten eines Pferdekopfes mit wehender Mähne. »Ich muß ihn aber unbedingt finden.«

»Sie können sich an die Krankenhausverwaltung wenden und Ihre Telefonnummer hinterlassen. Ich denke, die werden das gern weiterleiten, und dann kann« – um ein Haar hätte er ›Herr Abek gesagt! – »...derjenige Sie anrufen.«

»Das ist eine gute Idee.« Der Mann lächelte. »Vielen Dank. Das werde ich machen.«

»Gern geschehen.« Dieser Fleck am Hals sah wirklich eigenartig aus. Dr. Röber konnte seinen Blick kaum losreißen. Er kannte den Mann nicht, definitiv, aber ihm war, als habe er vor undenklichen Zeiten dieses Mal schon einmal gesehen.

Der Mann ging, ein Patient bekam einen Krampfanfall, es gab wieder zu tun. Doch der eigenartige Hautfleck beschäftigte Dr. Röber weiter, und endlich fiel ihm ein, daß er ja nur bei der Krankenhausverwaltung nachzufragen brauchte: wenn der Mann seinen eigenen Namen und seine Telefonnummer hinterlassen hatte, half ihm das sicher, herauszufinden, was es mit diesem Gefühl auf sich hatte.

»Ja, da war jemand hier«, sagte die Sekretärin. »Aber einen Namen hat er nicht hinterlassen. Er wollte bloß wissen, ob wir die aktuelle Adresse von Herrn Abel haben. Ein komischer Typ. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihm die nicht geben darf, und er hat auch wirklich nicht versucht, auf den Bildschirm zu schauen oder so. Er hat nur darauf bestanden, daß ich mich vergewissere, daß sie noch gespeichert ist.«

Seit Bernhard Abels Erwachen aus dem Koma waren sechs Wochen ins Land gegangen. Vielleicht wäre es allmählich Zeit gewesen, seine Rekonvaleszenz für beendet zu erklären und ins wirkliche Leben zurückzukehren, doch da war etwas in ihm, das einfach nur wartete, sich zäh wie Schlick allem widersetzte, was er sich vornahm. Als müsse erst noch etwas geschehen, von dem er nicht den Hauch einer Ahnung hatte, was es sein könnte.

Es geschah an diesem ersten wirklich kalten Novembertag gegen elf Uhr. Es klingelte. Bernhard Abel öffnete und stand einem Mann in einem leuchtend roten Parka gegenüber, der den Kopf leicht zur Seite geneigt hielt und ihn einfach nur ansah.

»Guten Tag«, sagte Abel mißtrauisch.

Der Mann richtete sich auf. »Du hast keinen Zugang zum Kanal«, sagte er, und was immer damit gemeint war, es schien ihn nicht wenig zu wundern.

»Zu welchem Kanal?« Und wieso duzte der Mann ihn eigentlich? »Kennen wir uns?«

Der andere lachte nur, aber es war ein schmerzliches Lachen. »Es ist schiefgegangen«, sagte er. »Das habe ich mir schon gedacht.«

Bernhard Abel trat einen Schritt zurück in die Wohnungstür und vergewisserte sich, daß der Türgriff in Reichweite war. »Ich glaube, Sie verwechseln mich mit jemandem.«

»Oh nein. Ganz bestimmt nicht«, sagte der Mann im roten Parka. Er gab einen langgezogenen Knurr laut von sich, ein merkwürdiges, wolfsartiges Stöhnen. Ein Verrückter, dachte Abel, schob die Tür bis auf einen Spalt zu und erklärte: »Ich glaube, es ist besser, Sie gehen jetzt.«

»Du hast alles vergessen, oder?« meinte der Mann kopfschüttelnd. Er trug die Haare kurz und sah eigentlich wie ein boden-

ständiger Arbeiter aus, nicht wie jemand dicht vorm Durchdrehen.

»Ja, ja«, sagte Abel, in der Hoffnung, ihn so loszuwerden.

»Du hast alles vergessen, was deines ist?« sagte der Mann.

»Du denkst, du bist wirklich Bernhard Abel?«

Das traf ihn wie ein elektrischer Schlag. Sein nicht weichen wollendes Gefühl, jemand anders zu sein! Wie konnte jemand davon wissen?

»Können wir einen Moment reingehen?« bat der Mann.

Abel wich widerstandslos zur Seite, ließ den Fremden wortlos eintreten. Wie gelähmt, unfähig zu antworten, schloß er die Tür.

Der Mann musterte den schmalen Flur mit einem ebenso flüchtigen wie desinteressierten Blick. »Was sagt dir der Name Nemezir?« fragte er.

»Nemezir?«

»Nemezirs Berechnung. Der Grund, warum du hier bist.«

»Hier?« Bernhard Abel sah sich seinerseits um in der dunklen, engen Wohnung.

»Nicht hier. *Hier!*« sagte der Mann im roten Parka ungehalten und deutete auf den Boden, als erkläre das alles. »Erinnere dich! Als du aufgewacht bist, muß es dagewesen sein. Alles. Du kannst es erst danach verloren haben.«

Abel sah ihn an, versuchte dumpf zu verstehen, was von ihm verlangt wurde. Der andere schüttelte seufzend den Kopf. »Du hast es verloren, ich sehe es. Es funktioniert so nicht. Nicht ein einziges Mal habe ich Bericht erstatten können, aber anscheinend haben sie nichts daraus gelernt. Natürlich, ich habe es damals auch für eine gute Idee gehalten, sanft vorzugehen. Sehr symbolisch. Wir kommen in Frieden und so. Aber wir müssen es so machen wie die Entschlossenen, sonst erreichen wir gar nichts.« Er musterte Bernhard Abel mit einem intensiven Blick. Seine Augen waren wie bodenlose dunkle Seen. »Keine Erinnerung? Nemezirs Berechnung? Exponentialdrift? Nichts?«

Abel zuckte zusammen. »Exponentialdrift!?!« Das Wort löste etwas aus. Er horchte in sich hinein, grub in seiner Erinnerung. »Als ich noch in der Klinik war, unmittelbar nach dem Erwachen, habe ich nach einem Wort gesucht, einem wichtigen Wort.«

»Aber du hast es nicht gefunden.«

»Nein. Bis jetzt. Exponentialdrift, das war es.« Er blinzelte irritiert. »Aber was bedeutet es?«

Der Fremde schüttelte entmutigt den Kopf. »Das ist zu wenig. Wenn du nicht einmal das mehr weißt, wirst du noch weniger ausrichten als ich. Und ich habe praktisch nichts erreicht.«

»Was heißt das? Und wer sind Sie überhaupt?«

Der Mann bewegte sich auf die Tür zu. »Es war ein Fehler zu kommen. Ich habe dich nur unnötig beunruhigt. Du hast nur noch die Erinnerungen von Bernhard Abel, also kannst du nichts weiter tun, als sein Leben zu leben. Deine Mission ist gescheitert, ehe sie begonnen hat.«

»Was für eine Mission? Wovon reden Sie, verdammt nochmal?« Er versuchte, sich dem Unbekannten in den Weg zu stellen, doch der war schneller, hatte die Tür schon offen.

»Vergiß, daß ich hier war. Versuch einfach, Gleichgewicht zu erreichen. Glückliche zu sein, solange es eben geht. Solange der Plan noch nicht abgeschlossen ist.« Er trat hinaus in die hallende Kälte des Treppenhauses, warf einen letzten traurigen Blick zurück. »Und vergiß vor allem, was ich gesagt habe. Es tut mir leid.« Damit ging er, eilte polternd die Treppe hinab.

»Ihr Name?« rief Bernhard Abel durch das Treppenhaus. »Wie ist Ihr Name?« Doch er hörte nur noch das Geräusch der zufallenden Haustür.

*

Einen Menschen jahrelang im Koma liegen zu sehen, ihn zu untersuchen und zu behandeln war eine Sache – ihn hellwach

und aufgebracht vor sich zu haben eine völlig andere. Doktor Jürgen Röber brauchte peinlich lange, ehe er Bernhard Abel erkannte. Dabei war dessen geradezu wundersames Erwachen nach über vier Jahren im Wachkoma noch keine zwei Monate her.

»Herr Abel!« sagte er übertrieben freundlich in dem Versuch, die Peinlichkeit zu überspielen. »Wie geht es Ihnen?«

Abels Gesicht war verdüstert und blieb so. »Letzte Woche war ein Mann bei mir. Freitag vormittag. Ein Mann in einem billigen roten Parka. Er wußte, wie ich heiße. Und er hat eine Menge seltsames Zeug an mich hingeredet.«

Der Mann im roten Parka. »Der war hier«, nickte Röber und hob die Hand. »Am Donnerstag. Er hat nach Ihnen gesucht. Er sagte, er sei ein Schulkamerad von Ihnen.«

»War er nicht.« Sicher schien Abel sich trotzdem nicht zu sein; er verfiel ins Grübeln. »Zumindest erinnere ich mich nicht.«

»Von uns hat er Ihre Adresse nicht, das kann ich garantieren. Das sind Daten, die wir nicht herausgeben; in Ihrem Fall schon gar nicht.«

Abel schien ihn nicht zu hören. »Er wußte so viel über mich. Er wußte sogar dieses Wort, das ich nach dem Aufwachen gesucht habe. Exponentialdrift. Er kannte es. Es ist mir wieder eingefallen in dem Moment, in dem er es gesagt hat.« Er sah auf. »Aber ich weiß nicht, was es bedeutet. Es steht in keinem Lexikon. Im Internet findet man nichts dazu. Ich verstehe das alles nicht.«

»Exponentialdrift?« Röber musterte seinen ehemaligen Patienten skeptisch. Eine Krise?

»Es arbeitet in mir, seit der Mann da war«, erklärte Abel und machte eine Bewegung mit den Händen, als wolle er Röber jeden Moment am Kittel packen. »Verstehen Sie? Ich muß diesen Mann finden. Ich muß herausfinden, was er über mich weiß. Was das alles soll, verdammt noch mal!«

Es war ein hartes Stück Arbeit, ihn zu beruhigen, ihm mittels wohlgesetzter Worte, ärztlicher Autorität und zweier sedierend wirkender Tabletten klarzumachen, daß Aufregung unangebracht war, schädlich wirken konnte und in keinsten Weise hilfreich sein würde bei der Lösung welchen Problems auch immer. »Schauen Sie, daß Sie sich an den Mann nicht erinnern, muß nicht heißen, daß Sie ihn nicht tatsächlich einmal gekannt haben. Ihr Erinnerungsvermögen kann Lücken aufweisen, ohne daß Sie sich dessen bewußt sein müssen. Das ist wie beim blinden Fleck im Auge: Sie merken nicht, daß da nichts ist.«

Abel nickte, bedächtig und versonnen. »Ich könnte meine alten Adreßbücher durchsehen. Ich glaube, meine Frau hat sie aufbewahrt. Vielleicht fällt mir etwas ein.«

»Tun Sie das.« Röber lächelte sein bestes Halbgott-in-Weiß-Lächeln. »Und, arbeitet es immer noch in Ihnen?«

Abel schüttelte den Kopf. »Es geht mir gut.«

»Na sehen Sie.«

Dafür arbeitete es auf einmal in Doktor Röber. Er merkte es, nachdem Bernhard Abel zufrieden abgezogen war und er sich eigentlich wieder seiner Arbeit hätte widmen können. Nicht daran zu denken. Er starrte tomographische Schädelaufnahmen an und sah doch nur jenes merkwürdige Mal vor sich, das der Unbekannte im roten Parka am Hals gehabt hatte, von den Umrissen her einem Pferdekopf ähnelnd – ein Hautfleck, den er schon einmal gesehen hatte! Nur wo?

Immerhin war er Neurologe. Ein bißchen was wußte man da schon über das Funktionieren des Verstandes, auch des eigenen. Er würde es nicht erzwingen können. Aber, beschloß er, er würde versuchen, der Erinnerung den Boden zu bereiten.

Irgendwie brachte er die Zeit bis zum Ende seiner Schicht herum. Zu Hause stöpselte er als erstes das Telefon aus und nahm ein ausgedehntes Wannenbad mit einem Kräuterzusatz, der ihn zuverlässig von seinem letzten Urlaub in der Provence träumen ließ. Später, wohligh frisch in den Bademantel gewi-

ckelt, trällerte er ein französisches Lied vor sich hin, während er sein Lieblings-Spät-Nacht-Nudelgericht zubereitete. Er deckte den Eßtisch im Wohnzimmer, was er sonst nur zu tun pflegte, wenn seine zwar langjährige, aber immer noch weit entfernt lebende Freundin – sie lebte in Berlin und beharrte darauf, nur dort leben zu können – zu Besuch war. Die Stereoanlage umrieselte ihn mit einem Klavierkonzert von Mozart, während er sein Essen genoß und dazu einen schweren, herrlichen Bordeaux. Er sah versunken auf seinen Teller hinab und auf die Muster, die die Pilze und Kräuter mit der cremig-weißen Soße bildeten, das da zum Beispiel, das fast so aussah wie die Umrisse eines Pferdekopfes...

Plötzlich wußte er, wo er das Mal am Hals des Unbekannten schon einmal gesehen hatte.

Er ließ alles stehen und eilte in sein Arbeitszimmer. Auf einem der Schränke staubte der Karton vor sich hin, den er suchte, ein grellbuntes Faltdings von IKEA, wie man es damals praktisch gefunden hatte, vor mehr als zehn Jahren, als Student. Er zerrte ihn herunter, durchwühlte die Ordner darin, Schnellhefter, von bröckeligen Gummis zusammengehaltene Papierstapel. Da war es. Ausdrucke der Fachaufsätze, die er für seinen Professor ins reine schreiben und am PC hatte aufbereiten müssen. Desktop Publishing. Damit hatte man damals noch Punkte machen können.

Da. Eines der Fotos, das er in den Text montiert hatte. Er hatte das Mal am Hals erst für einen Fehler beim Scannen gehalten. Der Mann vom letzten Donnerstag, nur jünger. Armin P. stand darunter. 25 Jahre alt. Nach 2 Jahren im Wachkoma erwacht.

*

Zwei Dinge geschahen, die Bernhard Abels Leben für immer verändern sollten.

Das erste geschah bei seinem Versuch, den Fremden, der ihn aufgesucht hatte, in seiner eigenen Erinnerung zu finden. Immer wieder blätterte er sein uraltes, speckiges Adreßbüchlein durch, las die Namen, gekritzelt mit verschiedenen Kugelschreibern und Bleistiften, und versuchte, Erinnerungen dazu wachzurufen. Nichts. Gut, es war veraltet. Zwei Jahre vor seinem Schlaganfall hatte er sich einen schicken teuren elektronischen Adreßmanager zugelegt, dessen Batterien in den vier Jahren seines Komas erloschen waren und mit ihnen alle gespeicherten Daten. Doch änderte das etwas? Die Menschen, deren Namen und Adressen er auf diesen abgegriffenen Seiten notiert fand, mußten einmal wichtig für ihn gewesen sein, und doch hatte er sie vergessen und hatte sogar vergessen, daß es je anders gewesen war. Er las Namen, die stumm blieben, leer, bedeutungslos. Er verband nichts damit, kein Bild, keine Erinnerung. Er hätte genauso gut im Telefonbuch lesen können.

Ihr Erinnerungsvermögen kann Lücken aufweisen, ohne daß Sie sich dessen bewußt sein müssen, hatte der Arzt gesagt. Das ist wie beim blinden Fleck im Auge: Sie merken nicht, daß da nichts ist.

Nun merkte er es. Es war, als sehe er in einen See und zum ersten Mal, unter dem Glitzern und den verzerrten Spiegelbildern der Wasserfläche, in dessen dunkle Tiefen. In denen sich etwas bewegte, etwas unsagbar Gewaltiges. Sich bewegte und aufstieg vom Grund. Unaufhaltsam.

Bernhard Abel lehnte sich zurück in dem Moment, da er es spürte, schloß die Augen und wußte, daß etwas in Bewegung gekommen war, das niemand mehr zu stoppen vermochte.

Doch erst einmal geschah nichts. Seine Frau ging weiterhin zur Arbeit, machte weiterhin zweimal die Woche lange Überstunden, weil der Januar 2002 näher rückte und damit das Euro-Bargeld, seine Tochter erzählte weiterhin beim Mittagessen von

Lehrern und Mitschülern, und Bernhard Abel stand weiterhin oft auf dem Balkon und beobachtete die Menschen bei Tage und den Himmel bei Nacht. Er wartete wie bisher, nur daß er jetzt ein zielstrebiges Fließen in sich spürte, von dem er nicht hätte sagen können, was es war und was es wollte.

Das zweite geschah, als in den Nachrichten kam, daß es erstmals gelungen sei, mit Hilfe des Hubble-Teleskops bei einem Planeten, der einen fernen Stern umkreiste, eine Atmosphäre nachzuweisen. »Warte«, sagte Bernhard Abel zu seiner Frau, als die weiterschalten wollte. Es handele sich, wurde erklärt, um einen 150 Lichtjahre entfernten Stern im Sternbild Pegasus, und dazu kam ein kurzer Ausschnitt aus der Pressekonferenz, bei der einer der Wissenschaftler eine grapefruitartig aussehende Kugel, jene Sonne symbolisierend, in der einen Hand hielt und mit der anderen eine kleine schwarze Kugel, den jupitergroßen Planeten verkörpernd, langsam davor vorbeiführte. Irgendwie sollte das erklären, wie sie der Atmosphäre auf die Spur gekommen waren.

»Ich habe das schon einmal gesehen.« Aus irgendeinem Grund fiel ihm ein Kollege aus seiner alten Firma ein. Yves. Er blätterte nach, fand ihn auch. »Yves Lehmann. Ich erinnere mich. Er hat immer darüber gespottet, daß die Leute versuchen, den Nachnamen französisch auszusprechen, sobald sie seinen Vornamen erfahren.« Er erinnerte sich wirklich. »Und er war kein Kollege, er war mein Chef. Einer der beiden Firmengründer. Manchmal wollte er bei einer Systemübergabe dabeisein.«

Sie hatten Steuerungsanlagen für wissenschaftliche Zwecke in alle Welt geliefert, für Genetiklabors, pharmazeutische Anlagen, Radioteleskope und so weiter, die genauesten ihrer Art, über eine als bahnbrechend geltende Schnittstelle mit Computern jeden Typs integrierbar und unschlagbar im Preis. Er hatte einmal alles über diese Geräte gewußt, war einer der weltweit führenden Experten für Steuerungsprobleme in Extrembereichen gewesen, und nun wußte er gar nichts mehr. Er hatte bis

zu diesem Moment nicht einmal einen Gedanken darauf verwendet, ob seine alte Firma überhaupt noch existierte.

Evelyn wußte es auch nicht. »Sie haben sich um dich gekümmert, das halbe Jahr in der ersten Klinik bezahlt«, erzählte sie. »Dann hatten sie finanzielle Schwierigkeiten, wie viele Firmen damals. Ich mußte dich verlegen lassen, und von da an habe ich nichts mehr von ihnen gehört.«

Bernhard Abel erinnerte sich, daß Lehmann dabeigewesen war auf seinem letzten Flug, jenem, der mit dem Schlaganfall geendet hatte. Vor dem Start hatten sie, wie immer, im Restaurant des World Trade Center gegessen. »Yves hat von einer Formel erzählt, warte mal... Die Drake-Formel. Ich weiß gar nicht, was das ist. Dabei hatte er es furchtbar wichtig damit. Drake-Formel. Klingt wie... Nemezirs Berechnung. Wie Exponentialdrift. Irgendwie beeindruckend, aber man hat keine Ahnung, was gemeint...«

Noch während des Sprechens hatte er ein Zunehmen der Geschwindigkeit gespürt, mit der das, was immer es war, in ihm aufstieg, eine Bugwelle vor sich herschiebend, die den See, der sein Bewußtsein war, aufkochen ließ. Jetzt! dachte er, nur ohne Worte, und mußte innehalten, als es zur Oberfläche durchbrach, hatte keinen Atem mehr, keinen Herzschlag für Augenblicke, als sich offenbarte, was in ihm geruht und auf diesen Moment gewartet hatte.

»Bernhard!« Er sah das Gesicht der Frau vor sich, die Evelyn Abel hieß. Es trug einen Ausdruck des Entsetzens. Der Fernseher war aus. »Was ist?!«

»Ich weiß jetzt«, sagte er, »wer ich in Wirklichkeit bin.«

*

»Zur Abwechslung komme ich mal zu dir«, hatte Jürgen Röber seiner Freundin gesagt. Und so saß er wenige Tage später, nachdem alle Termine ausgemacht waren, im ICE-Sprinter

nach Berlin. Sie holte ihn am Bahnhof Friedrichstraße ab, mondan gestylt und etwas kühl. »Mitten in der Woche? Einfach so? Man könnte auf die Idee kommen, du willst kontrollieren, was ich so mache.« Erst als er ihr erzählte, daß er seinen alten Doktorvater besuchen würde, entspannte sie sich, und es wurde noch ein schöner Abend.

Seine alma mater am nächsten Vormittag wiederzusehen war wie eine Zeitreise. Nichts schien sich geändert zu haben in den zehn Jahren, die vergangen waren, seit er das letzte Mal hier gewesen war. Dieselben grauen Mauern, dieselben stumpfen Fenster, dieselbe Art Bekanntmachungen an den Schwarzen Brettern. In den kahlen Gängen roch und klang es immer noch wie zu seinen Studentenzeiten. Der Fahrstuhl in den vierten Stock war immer noch eng, der Flur oben wartete immer noch vergebens, frisch gestrichen zu werden, nur der Gummibaum vor dem Sekretariat war deutlich gewachsen. Immerhin.

Professor Schmidt sei noch in einer Besprechung, sagte die Institutssekretärin. Die war neu, ein junges, mageres Mädchen mit blau gefärbten Haaren. Sie wies auf zwei Ledersessel in einem Eck des Büros, ebenfalls neu. Ob er bitte so freundlich sein wolle, zu warten? »Ich kann Ihnen einen Kaffee machen. Ich bin zwar erst seit Anfang Dezember da, und kein Mensch erklärt mir irgendwas, aber Kaffee machen kann ich schon. Tee wäre schwieriger.«

»Dann einen Kaffee, bitte«, lächelte Röber. Er nahm Platz und legte die Mappe mit den Unterlagen neben sich. Es war eine Klarsichtmappe, die Seite mit dem Bild des mysteriösen Armin P. lag obenauf, und so kam es, daß die Sekretärin, als sie ihm den Kaffee hinstellte, einen Blick darauf warf und meinte: »Ach, Sie kommen wegen ihm.«

Jürgen Röber war mehr als verblüfft. »Wie bitte?«

Sie tippte auf das alte Porträt. Ihr Fingernagel war blau lackiert, farblich passend zu den Haaren. »Armin Pallens. Das ist er doch, oder?«

»Wenn Sie es sagen.« Pallens hieß er? Damit ließ sich vielleicht etwas anfangen. »Es wundert mich, ehrlich gesagt, daß Sie ihn kennen.«

»So begriffsstutzig bin ich nun auch wieder nicht. Zur Zeit geht's ja nur um ihn. Das heißt, eigentlich um seinen Nachfolger.«

»Seinen was?«

Sie betrachtete ihn mit hochgezogenen Augenbrauen. »Sagen Sie bloß, Sie kennen die Story gar nicht.«

Röber schüttelte matt den Kopf. »Aber sie klingt interessant.«

»Interessant? Das ist ein Krimi, sag' ich Ihnen.« Sie kehrte an ihren Schreibtisch zurück, zog ein Notizbuch aus der Schublade und begann, darin zu blättern. »Hier notier' ich alles, was ich so rausfinde«, erklärte sie währenddessen. »Ich meine, muß ich ja, wenn niemand sich die Zeit nimmt, mir irgendwas zu erklären. Also, hier, passen Sie auf. Armin Pallens, geboren 1967. Hat 1988 einen Motorradunfall, liegt zwei Jahre im Koma. Apallisches Syndrom. Jetzt kommt's: Im August 1990 wacht er wieder auf, völlig überraschend, erholt sich und so weiter, bloß hat die Sache einen kleinen Haken: Er ist fest davon überzeugt, daß er nicht Armin Pallens ist, sondern ein Außerirdischer.«

»Ein Außerirdischer?«

»Cool, oder? Und er hat sich das schlaue zurechtgelegt. Als ihn der Professor nämlich fragt, ob ein Außerirdischer nicht grüne Haut oder wenigstens spitze Ohren haben sollte, hat er erklärt, daß er sozusagen nur die Seele eines Außerirdischen ist, die sich im Körper eines Menschen befindet. Also, der richtige Armin Pallens, sein Bewußtsein oder was auch immer, das war sowieso dabei, zu sterben, und der Körper war gewissermaßen übrig, wie eine freigewordene Wohnung. Und er ist eben eingezogen.« Sie lächelte breit, und mit ihren blauen Haaren sah sie einen Moment selber ziemlich außerirdisch aus. »Kann man schwer dagegen argumentieren, oder?«

Jürgen Röber hatte das Gefühl, daß das Rattern seiner Gedanken unüberhörbare Geräusche verursachen mußte. »Eine bemerkenswerte Wahnvorstellung, in der Tat.« Was um alles in der Welt hatte das zu bedeuten? Was hatte das mit Bernhard Abel zu tun, seinem eigenen Patienten, der auch behauptet hatte, nicht er selber zu sein? Und was hatte diesen Armin Pallens bewogen, Abel aufzusuchen?

»Aber der größte Hammer kommt erst noch«, fuhr die junge Sekretärin fort, der niemand irgendwas erklärt hatte und die doch alles zu wissen schien. »Und jetzt wird's richtig gruselig. Auf einem Kongreß so um 1995 herum trifft unser Professor nämlich einen Kollegen, und sie erzählen sich bei einem Bier oder so ihre abstrusesten Fälle. Und da erzählt der Kollege von einem Komapatienten, der plötzlich erwacht ist und behauptet, ein Außerirdischer zu sein. Bloß war das 1979 und in England.«

»Hmm.« Röber spürte unerwartete Skepsis. »Das Gefühl, ein Außerirdischer zu sein, könnte Ausdruck eines veränderten Körpergefühls nach der Komaerfahrung sein.«

»Haben die beiden auch erst gedacht. Bloß waren die Fälle einander unglaublich ähnlich, bis hin zu einem Wort, mit dem es beide Patienten schrecklich wichtig hatten – ›Exponentialdrift‹. Im Englischen wie im Deutschen, übrigens. Wobei keiner weiß, was es heißen soll.« Sie gab ein gluckernes Kichern von sich. »Und dann haben sie nachgeforscht und noch drei Fälle gefunden. Alle in den USA, in den Jahren 1968, 1957 und 1946. Merken Sie was?«

»Immer in einem Abstand von elf Jahren.«

»Genau.« Sie klappte ihr Notizbuch zu. »Und jetzt haben wir 2001. Das heißt, der nächste Außerirdische ist fällig.«

*

»Wenn der Euro da ist, müssen wir uns was anderes einfallen lassen«, meinte Wolfgang Krentz, blies den Rauch gegen die Decke und sah zu, wie sich die grauen Schwaden in nichts auflösten.

»Ich mag es nicht, wenn du danach rauchst«, sagte sie. »Das ist so... Ich weiß nicht. Als würdest du einen Kitschfilm aus den Fünfigern nachspielen.«

»Ach was. Ich bin einfach nur süchtig.« Aber er drehte sich zur Seite und drückte die Zigarette im Aschenbecher auf dem Nachttisch aus. »Sag mal ehrlich, ist doch seltsam, daß er dir das immer noch abkauft mit den Überstunden.«

Evelyn Abel drehte sich auf den Rücken und zog zu seinem Bedauern die Bettdecke vor die Brust. »Ach, ich habe ganz andere Sorgen.«

Krentz betrachtete seine Hände, die unruhig dalagen und am liebsten gleich nach der nächsten Zigarette gegriffen hätten. Ein unbestimmter Ärger wallte in ihm hoch. »Die hättest du nicht, wenn du nicht sentimental geworden wärst. ›Ich geh jetzt da rein und sage ihm, daß ich die Scheidung will.‹ Deine Worte. Und das nächste, was ich höre, ist, daß er bei dir zu Hause sitzt und Löcher in die Luft starrt.«

»Er starrt keine Löcher in die Luft.«

»Ja, von mir aus. Aber ich komme besser damit zurecht, wenn ich mir vorstelle, daß er dasitzt und Löcher in die Luft starrt.«

Ein flüchtiges Lächeln huschte über ihr Gesicht, immerhin. »Du bist eifersüchtig!« sagte sie, als überrasche sie das.

»Natürlich bin ich eifersüchtig. Was denkst du denn, Himmel noch mal?«

Sie rückte wieder an ihn, Haut an Haut, und vergrub ihr Gesicht in seiner Halsbeuge. »Ich weiß nicht, was ich machen soll«, murmelte sie.

»Verlaß ihn und heirate mich. Sag' ich schon seit Jahren.«

»Wenn es so einfach wäre.« Sie hob seufzend den Kopf und musterte ihn, als müsse sie sich sein Gesicht für eine spätere

Personenbeschreibung einprägen. »Kann ich dich mal was fragen?«

»Tust du doch schon.«

»Weißt du, was die Drake-Formel ist?«

»Bitte? Ja, klar.«

»Ehrlich?«

»Eve, ich bin Radioastronom. So was ist mein täglich Brot. Damit kenn ich mich aus. Anders als mit Frauen.«

»Und? Erklär mir, was das ist. Die Drake-Formel.«

»Eine Formel, die die Wahrscheinlichkeit für die Existenz außerirdischer Zivilisationen bestimmen will. Benannt nach einem gewissen Frank Drake.«

»Hmm«, machte sie. Weiter nichts. Starrte einfach vor sich hin.

»Hallo? Und? Wird das jetzt dein neues Hobby oder was?«

»Hobby vielleicht nicht gerade.«

»Sondern?«

Sie schnellte mit einem ächzenden Laut hoch, warf die Bettdecke beiseite und begann, ins Leere zu argumentieren. »Verdammt noch mal. Am Anfang haben sie mir gesagt, er wird wieder. Dann hieß es, er wird debil sein wie ein Blumenkohl, wenn er je wieder zu sich kommt. Und dann ist er zu sich gekommen und war fast normal. Fast. Abgesehen davon, daß er mir manchmal vertraut war und manchmal fremd wie ein... Ich weiß nicht. Fremd eben. Und jetzt das.«

»Und jetzt – was?«

»Bernhard behauptet, er sei ein Außerirdischer.«

»Bitte?«

»Ein Außerirdischer. Er sagt, er ist die, na ja, Seele oder so was von einem Außerirdischen. Daß er sich nur in den Körper von Bernhard verirrt hat.«

»Kein Wunder, daß er dir fremd vorkommt.«

»Wolfgang, das ist nicht witzig.«

Er mußte husten. »Entschuldige. Aber das konnte ich mir nicht verkneifen.«

»Er sagt, daß sich seine Erinnerungen und die... Bernhards miteinander mischen. Und daß er deswegen so konfus ist. Daß er sich erst entwirren muß.«

Ihm dämmerte, daß ihr absolut ernst damit war. »Und wann ist ihm diese... Einsicht gekommen?«

»Vorgestern abend. In der Tagesschau kam irgendwas von einem Planeten, den man entdeckt hat, daraufhin hat Bernhard von der Drake-Formel angefangen, und plötzlich haut es ihn um. Er war richtig weg ein paar Minuten. Na ja, vielleicht waren es auch nur Sekunden, aber mir kam's so vor. Und dann sagt er, er weiß jetzt, wer er in Wirklichkeit ist.«

»E.T.«

»Mir graut davor, das ganze Weihnachten mit ihm verbringen zu müssen. Das ist dieses Jahr auch noch so endlos mit Heiligabend am Montag. Was man da alles einkaufen muß, und das bleibt ja wieder allein an mir hängen...« Sie langte nach ihrem BH und begann, sich anzuziehen. »Außerdem muß ich jetzt gehen. Schon halb elf.«

Wolfgang Krentz zog nur den Morgenmantel über, begleitete sie zur Wohnungstür, verabschiedete sie mit einem Kuß und nahm ihr das Versprechen ab, wiederzukommen. Dann sah er ihr vom Fenster aus nach, wie sie in ihren kleinen Wagen stieg und davonfuhr. Noch während ihre Rücklichter um die Kurve verschwanden, hob er das Telefon ab und wählte eine Nummer.

»Ich bin's«, sagte er. »Ja, ich weiß, daß es spät ist. Aber ich habe interessante Neuigkeiten, unseren Freund Bernhard Abel betreffend.«

*

Mit einem Ehemann zusammenzuleben, der sich allen Ernstes für einen Außerirdischen hielt, war erstaunlich unproblematisch.

Die Vorweihnachtszeit verlief beinahe entspannt, abgesehen davon, daß Vorweihnachtszeit und Entspannung natürlich eigentlich grundsätzlich unvereinbare Begriffe sind. Von dem Augenblick an, in dem Bernhard das erkannt hatte, was er für die Wahrheit hielt, war jene Unruhe von ihm abgefallen, die ihn seit seinem Erwachen umgetrieben hatte. Er war freundlich, wenn sie nach Hause kam, erledigte mehr oder weniger den ganzen Haushalt und spielte stundenlang mit seiner Tochter, letzteres mit einer kindlichen Hingabe, die ihm in seinem früheren Leben völlig abgegangen war. Theresa war glücklich, gar keine Frage.

Das verblüffte Evelyn am meisten. Vor dem Schlaganfall war Bernhard anstrengend und in sich gekehrt gewesen, oft in Gedanken, meist um seine Arbeit kreisend, in seiner Tochter eher einen Störfaktor als eine Bereicherung seines Lebens sehend. Doch nun fragte Theresa ihn: »Wo liegt eigentlich Somalia?«, und er holte den Atlas hervor, zeigte es ihr, und danach gingen sie, beide neugierig, zum Lexikon, um herauszufinden, was es über das Land, das neuerdings durch die Fernsehnachrichten geisterte, alles zu wissen gab. Als der erste Schnee fiel (wann hatte es eigentlich das letzte Mal im Dezember so geschneit wie in diesem Jahr, in diesem verrückten, furchteinflößenden Jahr 2001?), stürmten Vater und Tochter morgens auf den Balkon hinaus, rafften die Schicht weißer Flocken auf der Brüstung zu unbeholfenen Schneebällen, bewarfen Autos und Fußgänger damit und lachten sich schief dabei.

Einzig wenn er abends am Tisch saß und Zeitungen las, wirkte er wahrhaftig wie ein Gesandter von einem anderen Planeten, der die Verhältnisse auf der Erde und die Gepflogenheiten ihrer Bewohner studierte.

»Ich spiele den Menschen Bernhard Abel lediglich«, erklärte er ihr eines Abends ernst. »Ich will, daß du dir dessen bewußt bist. Du hast keine Verpflichtungen mir gegenüber. Ich bin dir dankbar für alles, was du für mich getan hast, aber ich bin nicht der Mann, den du geheiratet hast. Ich bewohne nur seinen Körper, und ich nutze seine Erinnerungen – das, was davon noch übrig ist.« Was sagt man auf eine solche Eröffnung? Evelyn Abel sagte: »Ich verstehe.«

»Worum ich dich bitten möchte, ist, mir noch eine Weile zu helfen«, fuhr der Mann fort, der aussah wie Bernhard Abel und es nicht zu sein behauptete. »Denn deine Spezies ist in ernster Gefahr, und ich wurde geschickt, um sie zu retten. Falls das möglich ist.«

»Meine Spezies.«

Er lächelte. »Hört sich seltsam an, nicht wahr?«

»Ziemlich seltsam sogar«, nickte sie.

»Und im Grunde glaubst du mir nicht.« Er sagte es ruhig. »Wenn du mir nämlich glauben würdest, würdest du fragen, wo genau ich herkomme, wie es dort aussieht und so weiter. Aber du denkst, es ist einfach eine Geistesverwirrung. Ein Spätschaden, den das Koma verursacht hat.«

Das dachte Evelyn Abel tatsächlich. Deshalb nahm sie einen Tag frei (in der Vorweihnachtszeit! Ihrem Chef gegenüber behauptete sie, Zahnschmerzen zu haben, und ihre Kolleginnen in der Parfümerie schnitten sie die folgenden Tage), um Dr. Jürgen Röber in der Brückenkopfkllinik aufzusuchen und ihm die Sachlage zu schildern.

Der Neurologe, der ihren Mann jahrelang betreut hatte, wirkte nicht einmal überrascht. »Ich habe mir sowas beinahe gedacht«, erklärte er zu Evelyns Verwunderung und zog ein Bild eines jungen Mannes mit kurzgeschorenem Haar und einer auffälligen Hautverfärbung am Hals hervor. »Kennen Sie diesen Mann?«

Evelyn schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Er war am achten November hier, und nach dem, was Ihr Mann mir erzählt hat, am Tag darauf bei Ihnen.«

»Davon weiß ich nichts.«

»Sein Name ist vermutlich Armin Pallens. Er hatte ebenfalls ein apallisches Syndrom, und zwar von 1988 bis 1990, und nach seinem Erwachen – halten Sie sich fest – behauptete er, in Wirklichkeit ein Außerirdischer zu sein.«

Irgendwie tröstete sie das. »Scheint häufiger vorzukommen, oder?«

»Offen gestanden, ich habe das erste Mal davon gehört«, sagte Dr. Röber. »Und das, was ich weiß, hat mir die Sekretärin meines alten Professors erzählt. Der seinerseits behauptet, den Mann nicht zu kennen. Dabei war es sein Patient. Und außerdem hat er gelogen, das war ihm anzusehen.«

»Seltsam«, grübelte Evelyn. »Was hat das zu bedeuten?«

Der Arzt hob in einer hilflosen Geste die Arme. »Ich habe nicht den Hauch einer Ahnung.«

So vergingen die Wochen, und endlich war der vierte Advent da, der Tag vor Heiligabend. Ein Vormittag Hektik noch, das Nachzüglergeschäft, dann war es geschafft. Evelyn Abel ruhte aus und überließ das Schmücken des Weihnachtsbaumes Bernhard und Theresa, die sich der Aufgabe mit Begeisterung widmeten. Doch, es war nicht das Schlechteste, mit einem Ehemann zusammenzuleben, der sich für einen Außerirdischen hielt.

Das Telefon klingelte.

Sie ging ran und kam gleich darauf damit ins Wohnzimmer, die Sprechmuschel abdeckend. »Es ist für dich. Yves Lehmann.«

Der Mann, der für sie immer Bernhard Abel bleiben würde, sah auf. »Wer?«

»Dein ehemaliger Chef. Er will uns zwischen Weihnachten und Neujahr besuchen.« Sie zögerte, ehe sie hinzufügte: »Ich weiß nicht wieso, aber er klingt beunruhigt.«

Zu wissen, daß die eigenen Erinnerungen nicht wirklich die eigenen Erinnerungen waren, schuf eine eigentümliche Distanz zu allem, was man tat, sagte oder dachte. Es war nicht einmal unangenehm und einem Zustand des Gleichgewichts näher als alles andere, was er erlebt hatte, seit er... angekommen war. Störend nur, daß er so gut wie nichts wußte über die Zeit davor oder über den Grund, aus dem er hier war.

Nicht einmal an seinen wirklichen Namen konnte er sich erinnern. Das war sicher nicht so geplant gewesen, andererseits aber auch nicht tragisch, denn die beiden Menschen, die ihn, weil sie sich dem früheren Träger dieses Körpers verbunden fühlten, aufgenommen hatten, hätten vermutlich ohnehin keinen anderen Namen akzeptiert.

Einstweilen war es ein angenehmes Leben. Die Frau war, abgesehen davon, daß ihr viel Unrast und Unruhe innewohnte, fast so etwas wie eine Gefährtin, und das Mädchen ließ keinen Zweifel daran, daß sie für ihn mehr Sympathie empfand als für den ursprünglichen Bernhard Abel. Er betrachtete sie manchmal, ohne daß sie es bemerkte, und in diesen Momenten beschlich ihn eine deutliche Ahnung, daß dieses Kind etwas mit seiner Mission zu tun hatte.

Nun war also Yves Lehmann zu Besuch gekommen, Bernhard Abels ehemaliger Chef. Er war älter, als er ihn in Erinnerung behalten hatte. Seine rauchgrauen Haare waren dünner geworden, sein Gesicht kantiger, und er räusperte sich immer noch nach jedem Satz, als müsse er dem Gesagten eine akustische Interpunktion hinzufügen. Er hatte Evelyn einen Blumenstrauß mitgebracht, ihm eine große Glückwunschkarte, auf der fast alle früheren Kollegen unterschrieben hatten, und Theresa ein Geschenk, eingepackt in Harry Potter-Geschenkpapier.

»Weil es wie Zauberei ist, daß dein Papa wieder aufgewacht ist«, erklärte er, was einen Anflug von Schrecken über ihr Gesicht huschen ließ. Dann standen sie da und sahen zu, wie The-

resa das Päckchen auspackte. Es war eine Anziehpuppe in einem Karton mit japanischen Schriftzeichen darauf.

»Sie kommen immer noch viel herum in der Welt?« fragte Bernhard.

Lehmann sah ruckhaft hoch. »Wie? Ach ja. Ja, das halbe Jahr auf Achse, mindestens. Zum Leidwesen meiner Frau.«

Sie gingen ins Wohnzimmer. Der Weihnachtsbaum ließ es noch kleiner wirken, als es ohnehin war. Auf dem Couchtisch lag eine Zeitung vom September mit einem Bild des einstürzenden World Trade Centers, ein Anblick, der Lehmann in düstere Stimmung versetzte.

»Erinnern Sie sich noch an die Toilettenfrau im Restaurant oben? Die neben den Waschbecken so hohe Türme aus Zellstofftüchern aufgestapelt hat? Ich mußte in einem fort an diese Frau denken, als es passiert ist. Eine Zeitlang war ich wie besessen von dem Gedanken, herauszufinden, ob sie noch lebt. Sie war immer freundlich zu allen. Und so stolz auf ihre Türme.«

»Ja«, nickte Bernhard. »Ich erinnere mich.«

Lehmann legte die Zeitung beiseite. »Erinnern Sie sich auch an unser Gespräch?« fragte er mit einer Beiläufigkeit, die gewollt wirkte. »Das vor dem unseligen Rückflug, meine ich.«

»Vage.« Er fand Erinnerungen, einzelne Szenen nur und Gesprächsfetzen, überlagert von konzentrierten, ungeheuer intensiven Überlegungen, die nicht mehr greifbar waren. Als hätten sie in Wirklichkeit kein Gespräch geführt, sondern ein erbittertes Schach-Match ausgefochten.

»Woran erinnern Sie sich?«

Bernhard durchforstete das Gedächtnis, das ihm zur Verfügung stand. »Es ging um... Geld, kann das sein? Und es hatte etwas mit Arcibo zu tun. Mit dem Radioteleskop dort.«

Da waren jetzt Bilder, von einer gewaltigen, in den Boden eingelassenen Empfangsschüssel, die hell im Sonnenlicht glänzte. Erinnerungen an Hitze und Mücken und eine staubige,

unbefestigte Straße. »Wir sind dortgewesen. Wir haben eine Steuerung installiert und in deren System integriert.«

»Ja, richtig. Und weiter?«

Schemenhaft: ein Bildschirm. Ein Kauderwelsch von Ziffern und Zeichen. Programmcode. Ein aufgeregtes Gefühl verband sich damit, eine Art Jagdfieber. Die Erwartung eines Triumphes. »Irgend etwas war mit der Software. Ich weiß aber nicht mehr, was.« Ein Blick aus dem Fenster, aus vierhundert Meter Höhe auf Manhattan hinab, Teller auf dem Tisch vor ihnen. »Wir haben Hühnersuppe gegessen. Und Sie haben mich nach einem Paßwort gefragt.«

»Genau. Wissen Sie es noch?«

In diesem Augenblick nahm Bernhard Abel etwas in sich wahr, das sich anfühlte, als öffne sich im Hintergrund seines Rachens oder Kopfes eine bislang unentdeckte Körperöffnung. Eine Öffnung, aus der ihm etwas zuströmte, das wie Stimmengewirr klang, aber kein Geräusch war, eher ein Strom von... Information. Fremde Gedanken, vermengt und vermischt und überlagert, als sendeten alle Radiostationen der Welt auf derselben Frequenz. Das einzige, was er darin wahrnahm, war ein Gefühl. Ein Gefühl, von dem er irgendwie wußte, daß es von Lehmann stammte. Lehmanns Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Er wollte unbedingt dieses Paßwort wissen! Seine ganze Beiläufigkeit und Leutseligkeit war mühsam aufrechterhaltene Maske.

Bernhard Abel schüttelte den Kopf. »Nein. Was war denn das für ein Paßwort?«

»Gar keine Erinnerung? Nicht einmal eine Spur?« fragte Yves Lehmann.

Bernhard Abel schüttelte langsam den Kopf. »Nein. An mehr erinnere ich mich nicht.«

Der andere musterte ihn skeptisch. Schließlich zwang er ein Lächeln auf seine Lippen und winkte ab. »Spielt sowieso keine Rolle mehr. Schnee von gestern.«

Evelyn Abel brachte den Kaffee, man redete über dies und das, und schließlich, recht bald, verabschiedete Lehmann sich. Er müsse noch ein paar Dinge erledigen vor dem Jahreswechsel, »die letzten D-Mark ausgeben, zum Beispiel.«

»Was wollte er eigentlich?« fragte Evelyn, nachdem er gegangen war. »Ich dachte, er kommt, um zu sehen, ob du wieder für ihn arbeiten kannst.«

Bernhard Abel schüttelte den Kopf. »Ich glaube kaum, daß er das will.« Er überlegte einen Moment, ob es angebracht war, sie an seinen Überlegungen teilhaben zu lassen. »Es ging um dieses Paßwort, das er unbedingt wissen wollte.«

»Was für ein Paßwort?«

»Das weiß ich nicht genau. Aber ich erinnere mich noch an mehr, als ich zugegeben habe. Es hat etwas mit der Software der Steuerungen zu tun. Irgendwie hat Bernhard Abel seine Firma damit erpreßt.«

*

Am Montag, dem 7. Januar 2002, um 8 Uhr 37 MEZ schoß der dreihundert Meter durchmessende Asteroid 2001-YB5 in einem Abstand, der nach astronomischen Maßstäben zu Recht ›nah‹ genannt werden darf, an der Erde vorbei. Hätte er sie getroffen, der Aufprall wäre von so verheerender Wucht gewesen, daß er das Land seines Ground Zero buchstäblich von der Landkarte gefegt hätte: einen Aufschlagkrater von den Abmessungen einer Großstadt hinterlassend, hätten die Druckwellen und Erdstöße der Explosion noch in 800 Kilometern Entfernung Verwüstungen angerichtet. Hätte der Asteroid die Erde getroffen und wäre er dabei nur etwas größer gewesen, sagen wir, eintausend Meter, hätte an diesem Montag morgen nach den Weihnachtsferien das Leben der Menschheit und der meisten höheren Lebensformen auf Erden geendet.

Beunruhigenderweise war der Asteroid 2001-YB5, der größte seit Jahrzehnten, der in solcher Erdnähe passierte, erst am 26. Dezember 2001 entdeckt worden. Die eventuelle Vorwarnzeit hätte also gerade mal zwölf Tage betragen.

In den Medien fand diese unheimliche Begegnung so gut wie kein Echo; der ›Tagesschau‹ etwa war sie nicht einmal eine Kurzmeldung wert. Der Vorfall wurde fast ausschließlich in Astronomenkreisen diskutiert.

»Erinnert ihr euch an den Film Deep Impact? Und an den anderen, mit Bruce Willis? Armageddon?« fragte Wolfgang Krentz, von seiner Rauchpause draußen zurück und sich an einem Becher frischen Kaffees wärmend.

Sein Kollege Manfred Henne winkte ab. »Der war hanebüchen. Deep Impact war zwar kitschig, aber astronomisch wenigstens einigermaßen korrekt.«

»Bloß daß die mehr Vorwarnzeit hatten als wir mit YB5«, meinte Heermann, der es nicht mochte, wenn man ihn bei seinem Vornamen nannte. »Ich meine, man muß sich mal anschauen, wer diese Asteroiden entdeckt. Das geschieht doch alles auf Hobby-Basis.«

Krentz nickte, die Hände um seine Tasse geschlossen. »Wißt ihr, was die zwei Filme zusammen gekostet haben?«

»Schätze, für unsere Renten würde es reichen.«

»An die zweihundertfünfzig Millionen Dollar.«

Die beiden nickten einander zu. »Locker«, sagte Heermann.

»Und wißt ihr, was ein wirklich funktionierendes globales Frühwarnsystem für Asteroiden kosten würde?«

»Unsummen vermutlich.«

Krentz sah in seinen Kaffee wie in ein Orakel. »Die Hälfte davon. Nicht mal.«

Aufregung. Argumentationsbedarf. Heermann mochte es nicht, wenn jemand anderer eine Sache eher durchschaute als er selber, und Henne hatte kein wirkliches Verhältnis zu Geld. Aber auf den Bildschirmen stand die Internetseite des Near

Earth Asteroid Tracking-Programms, ein kleines Java-Applet zeigte den Vorbeiflug von 2001-YB5, der in den Dimensionen des Sonnensystems wie ein Volltreffer aussah, und irgendwann glaubten sie es ihm.

»Vielleicht muß das wirklich einfach passieren«, orakelte Wolfgang Krentz weiter. »Vielleicht muß erst ein großer Brocken irgendwo einschlagen, damit die Dinge in Bewegung kommen. Anders begreifen wir es ja nicht. Ich meine, was wäre gewesen, wenn die Türme des World Trade Center stehen geblieben wären? Alles hätte sich auf die Schultern geklopft und gesagt, schaut her, sogar dem Aufprall eines Verkehrsflugzeugs haben sie standgehalten. Was sind wir doch für tolle Architekten. Weiter wäre nichts passiert, bis die Terroristen das nächste Mal eben mit einer Atombombe gekommen wären statt mit Teppichmessern.«

»Dafür hat jetzt dieser Texaner einen Vorwand, um überall in der Welt den starken Mann zu markieren«, sagte Heermann, der von uneingeschränkter Solidarität nicht viel hielt. »Ich habe meine Zweifel, ob das besser ist.«

Henne fing an, mit seinem Stuhl zu wippen. »Wir sind einfach eine streitsüchtige Spezies.«

»Genau«, nickte Wolfgang Krentz. »Das einzige, was imstande wäre, die Menschheit zu einen, wäre eine Bedrohung aus dem All. Solange es die nicht gibt, werden wir nicht aufhören, uns zu zerfleischen. So sind wir nun mal.«

Dann schwieg er und nahm einen Schluck Kaffee.

Er hatte ohnehin schon zuviel gesagt.

Sie kamen.

*

Anna duckte sich tiefer in die Kiste. Der Deckel sank bis auf einen schmalen Schlitz herab, den ein kleiner Keil aus zwei

Stück Pappe sicherte. Jetzt hieß es, bewegungslos zu bleiben, leise zu atmen und vor allem zu lauschen.

»...übrigens ein Anruf von Holger.« Schwere Schritte auf dem Holzboden. »Er will kommende Weihnachten ein Klassentreffen organisieren.«

»Schon wieder?« Die brummige Stimme von Onkel Lutz.

»Fünfundzwanzig Jahre seit dem Abitur. Kein schlechter Anlaß, oder?«

»Fünfundzwanzig?« Kurze Pause. »Stimmt. Nicht zu fassen, wie die Zeit vergeht.«

»Ich bin jedesmal fertig, wenn ich deine Kinder sehe, Peter, und wie sie wieder gewachsen sind.« Das war Onkel Wolfgang. »Der Lehnstuhl ist für mich, oder?«

»Alles wie immer«, sagte Papa. »Setzt euch. Yves, dein Whisky steht dort neben den Büchern. Genau.«

»Sag mal, ist der Entwurf da neu?«

»Na klar. Lutz, du bedienst dich?«

»Was wird's diesmal? Wieder eine Zeitreisegeschichte?«

»Ich hab' doch gesagt, ich schreibe keine Zeitreisegeschichten mehr. Wenn du den Aschenbecher suchst, Wolfgang, der ist unter dem Sessel.«

Die Tür wurde geschlossen, erst die äußere, die ein helles hölzernes Geräusch machte, dann die innere, gepolsterte, die mit sattem Schmatzen schloß. Papas Arbeitszimmer war schallisoliert, weil er Ruhe brauchte zum Schreiben, und von außen konnte man an der Tür lauschen, wie man wollte, man hörte nicht, was darin gesprochen wurde. Anna lächelte triumphierend in ihrer Kiste.

»Tja, Peter. Erst mal auf dein Wohl. Und noch mal alles Gute zum Geburtstag.«

»Danke. Ehrlich gesagt, ohne unsere Treffen hätte ich längst aufgehört, ihn zu feiern.«

»Hört ihn euch an. Wird dreiundvierzig und kommt sich schon alt vor.« Gelächter. »Also, auf daß wir nie die Ideale unserer Jugend verlieren – das Ritual!«

Gläser klirrten. Papa räusperte sich vernehmlich. »Was werden wir vollbringen in unserem Leben?« fragte er.

»Die Menschheit zu einen und Frieden auf Erden«, erwiderten die anderen.

»Aus welchen drei Gründen werden wir's schaffen?«

»Weil verschwiegen wir sind und einig und schlau«, sagte der Chor.

»Doch wird jemals jemand erfahren, wie alles gekommen?«

»Nein, niemals, niemand«, war die Antwort. Die Gläser klirrten noch einmal.

Anna erschauerte in ihrem Versteck. Das hatte so unheimlich feierlich geklungen, wie in einem Film, den sie mal gesehen hatte, über drei Musketiere, die eigentlich zu viert gewesen waren. Nur daß es etwas anderes war, das in der Wirklichkeit zu hören, von Leuten, die man von klein auf kannte.

»Also, zu Punkt eins der Tagesordnung. Wie immer, der Bernhard Abel-Bericht.« Das klang jetzt wieder normal. »Wolfgang?«

»Er hält sich nach wie vor für einen Außerirdischen, macht den Haushalt und liest Zeitungen wie ein Besessener. Wobei ich seine Frau dieses Jahr erst einmal gesehen habe.«

»Yves, du hast ihn besucht.«

»Ja. Ich muß sagen, mir kam er völlig normal vor. Aber ich glaube auch, daß er sich an nichts erinnert. Zumindest an nichts Wesentliches. Er weiß, daß wir damals vor dem Flug im World Trade Center gegessen und uns unterhalten haben, aber nicht mehr, worüber. Daß es um ein Paßwort ging, wußte er noch, aber als ich nachgehakt habe, konnte er sich nicht einmal mehr daran erinnern, daß er es war, der unsere Software damit blockiert hat.«

»Das hast du ihm aber nicht erzählt?«

»Also bitte... Nein, ich habe nur harmlos gefragt, ob er es noch wisse, und er sagte, nein, und wollte wissen, was denn das für ein Paßwort gewesen sei.«

»Was soll's?« So klang Onkel Lutz, wenn er schlechter Laune war. »Das ist doch alles Jahre her. Wir haben überall die Software ausgetauscht und brauchen Abels Paßwort nicht mehr. Wozu ihn weiter überwachen? Nur weil Wolfgang sich in seine Frau verliebt hat? Was ich übrigens immer noch für einen schweren Fehler und ein Risiko halte.«

»So etwas hat man nicht im Griff«, versetzte Onkel Wolfgang ärgerlich. »Das solltest du von uns am besten wissen.«

»Keinen Streit bitte. Damit haben wir schon genug Geburtstage verdorben.«

»Okay, okay. Aber wir können nun mal nicht ewig warten. Wenn je die Zeit war, zu handeln, dann jetzt. Ich sage, laßt uns einen Termin festsetzen und die Sache durchziehen.«

Zustimmendes Gemurmel.

»Gut und schön, aber denkt bitte daran, daß das, was wir vorhaben, der größte Bluff der Geschichte werden soll.«

Das war jetzt die Stimme ihres Vaters.

»Damit es klappt, darf nicht einmal der Hauch eines Verdachts aufkommen, daß etwas nicht stimmt. Wir haben bisher nur einen ernsten Fehler gemacht, und das war Bernhard Abel. Ich sage es ungern, aber mir wäre lieber gewesen, er wäre gestorben.«

Anna zuckte zusammen, und gleich darauf hielt sie erschrocken die Luft an. Hatte sie ein Geräusch gemacht? Endlose Sekunden verstrichen.

Dann ging über ihr der Kistendeckel auf.

»Anna Eisenhardt! Was hast du in meiner Manuskriptkiste zu suchen?« Sie duckte sich unter dem mächtig ungehaltenen Blick ihres Vaters, wagte aber doch ein ihn hoffentlich besänftigendes Lächeln. »Und wo sind die Manuskripte, anbei gefragt?«

»Die habe ich in mein Zimmer getragen«, gestand Anna leise. »Heute vormittag, während ihr einkaufen wart. Ich hab' sie auch ganz genau so geordnet, wie sie waren.«

»Das wird sich zeigen, sobald du sie heute abend zurückgeräumt hast. Und jetzt marsch raus da, junge Dame.«

»Ich wollte doch bloß mal hören, was ihr immer so Geheimes zu besprechen habt«, maulte Anna, während sie sich umständlich aus ihrer unbequemen Lage in der alten Truhe befreite, die einst Urgroßmutter gehört hatte.

»Das ist mir klar, du Spionin aus Leidenschaft«, meinte Vater grimmig und stützte ihren Arm, weil er sich einfach nicht daran gewöhnen wollte, daß sie schon acht war und auf sich selber aufpassen konnte! »Und, zu welchem Schluß bist du gekommen?«

»Ihr seid Verschwörer!« erklärte Anna und sah in die Runde. Da saßen sie, die alten Schulfreunde ihres Vaters – Lutz, Wolfgang und Yves –, und amüsierten sich köstlich. Jeder von ihnen hatte ein dünnes Manuskript auf dem Schoß liegen. »Ich hab's genau gehört.«

»Das kommt davon, wenn man Schriftsteller belauscht.« Vater wies auf die Manuskripte. »Wir haben eine Dialogstelle aus meinem nächsten Roman mit verteilten Rollen gelesen, damit ich hören kann, wie sie klingt. Und gleich hältst du uns für Verschwörer. Ist dir jetzt klar, warum wir so was lieber hinter verschlossenen Türen machen?«

Anna ließ enttäuscht die Schultern sinken. »Ach so.« Schade. Es hatte wirklich aufregend echt geklungen!

Wolfgang Krentz beobachtete die Auseinandersetzung zwischen Peter und seiner Tochter mit einer Mischung aus Amüsement und Entsetzen. »Habe ich dir schon einmal gesagt, daß ich deine Geistesgegenwart bewundere?« fragte er, als Anna maulend abgezogen und die Doppeltür wieder sicher verriegelt war.

Ihr Gastgeber sammelte die Papierstapel, die er vorhin, gleich nach dem kollektiven Beinahe-Herzinfarkt, den die plötzlichen Rumpelgeräusche aus der Truhe ihnen beschert hatten, hastig ausgeteilt hatte, mit grimmigem Gesicht wieder ein. »Sie ist ein Mädchen und erst acht, aber sie hat schon alle James-Bond-Filme gesehen, die es auf Video gibt. Was heißt gesehen – sie kann sie auswendig herbeten. Wenn ich so eine Figur in einem Roman brächte, würde jeder sagen: ›An den Haaren herbeigezogen.« Er stopfte die Blätter zurück in ein überquellendes Ablagefach. »Da muß man auf alles gefaßt sein.«

»Dann sollten wir wirklich schnellstens handeln. Solange deine Antispionagemassnahmen den Aktivitäten deiner Tochter noch einen Schritt voraus sind. Außerdem wächst die Zahl der Radioteleskope, die so groß sind, daß wir sie berücksichtigen müssen. Das Attacama Large Millimeter Array in Chile wird 2009 fertig. Noch ein Projekt wie das Argus in Ohio kann uns das Genick brechen. Und wenn die Chinesen ihre geplante Fünfhundert-Meter-Schüssel bauen, ist es vorbei. Da kommen wir nie ran.«

Yves nickte. »Wolfgang hat recht. Es ist schon eine ständige Kugelfuhr, mit den Russen in Kontakt zu bleiben. Unsere russische Tochterfirma schreibt Zahlen, die sind so rot wie die alte Sowjetfahne.«

Lutz, das Programmiergenie der Firma, die er zusammen mit Yves Lehmann gegründet hatte, fuhr sich wild mit der Hand durch den Bart. »Genau. Abgesehen von der Schlappe mit Abel ist jetzt der ideale Zeitpunkt. Vor fünf Jahren war unser Plan riskant, weil die Computersysteme inhomogen waren und nicht so undurchschaubar kompliziert wie heute. Auf der anderen Seite nimmt das Bewußtsein für die Sicherheitslücken des Internet ständig zu und die Anstrengungen, sie zu schließen, auch. Ich schätze, in spätestens zwei Jahren sind unsere gegenwärtigen Zugriffswege geschlossen.«

»Also gut«, meinte Peter. »Ziehen wir es durch. Irgendwelche Vorschläge, wann?«

Eine Pause entstand. »Schwere Entscheidung«, fand Wolfgang. »Immerhin wird der Tag in die Geschichtsbücher eingehen. Wie der elfte September.«

Yves holte tief Luft. »Das ist ja mal ein Vergleich... Es sollte jedenfalls ein Datum sein, das irgendwie gut klingt.«

Peter lächelte. »Könnt ihr euch noch erinnern, wann wir die Idee ausgebrütet haben?«

»Klar«, meinte Lutz. »Warte mal... Wir waren vierzehn, fünfzehn, so was. Es war im Sommer. Wir sind bei dir zu Hause gehockt, genau wie heute. Haben herumgesponnen, und irgendwann war der Geistesblitz da.«

»Es war kurz vor der Fußballweltmeisterschaft, daran erinnere ich mich«, warf Yves ein. »Deutschland – Holland. Beckenbauer gegen Cruyff. 1974. Aber das hat euch damals alles nicht interessiert.«

»Tut es immer noch nicht«, grummelte Lutz.

Peter Eisenhardt fischte einen Zettel aus dem Sammelsurium auf seinem Schreibtisch. »Ich habe in meinen Tagebüchern geblättert. Es war am dritten Juni. Ein Montag, genau wie dieses Jahr.« Er sah in die Runde. »Freunde, das heißt, wir haben diesen Plan nicht nur gefaßt, sondern ihn auch achtundzwanzig Jahre lang hartnäckig verfolgt. Ich sage, wenn wir es uns ausuchen können, laßt uns den Jahrestag nehmen. Laßt uns den 3. Juni 2002 als den Tag festlegen, an dem wir die Welt für immer verändern.«

Wolfgang Krentz zückte seinen Terminkalender und wollte beim 3. Juni eine Notiz eintragen, bemerkte aber die fragenden Blicke und hielt inne. »Wahrscheinlich besser nichts aufschreiben, oder?«

Die anderen nickten im Gleichtakt. Wie in alten Zeiten.

»Besonders du nicht«, sagte Peter.

»Entbehrt nicht einer gewissen Logik.« Er steckte den Kalender weg. »Aber was machen wir mit Abel?«

Lutz fing an, sich heftig die Nasenwurzel zu massieren. »Ich kann diesen Namen nicht mehr hören.«

»Ich würde sagen, daß sein unerwartetes Erwachen nicht die Katastrophe ist, für die wir es gehalten haben«, meinte Yves. »Wenn es stimmt, was du erzählt hast...«

»Selbstverständlich tut es das«, sagte Wolfgang.

»...dann hat sich offenbar alles, was Abel vor seinem Schlaganfall über uns herausgefunden hat, durch sein Koma in eine Wahnvorstellung verwandelt, die ihn jetzt voll im Griff hat. Wie auch immer so etwas passieren kann, ich kenne mich da nicht aus. Aber ich denke, das ist die einzig plausible Erklärung dafür, daß er sich plötzlich ausgerechnet für einen Außerirdischen hält.«

Für mich war Abels Erwachen sehr wohl eine Katastrophe, dachte Wolfgang. »Mit anderen Worten, wir kümmern uns nicht mehr um ihn.«

»Ganz genau«, sagte Lutz inbrünstig.

Wolfgang Krentz verzog das Gesicht. Die alte Rivalität der Programmierer, dachte er.

*

Mitte Januar 2002 machte eine Nachricht Schlagzeilen, die nicht wenige zuerst für Satire hielten: der von der Bundesregierung und den Ländern beim Verfassungsgericht eingebrachte Antrag auf Verbot der NPD drohte daran zu scheitern, daß ein wichtiger Belastungszeuge sich als langjähriger V-Mann des Verfassungsschutzes entpuppt hatte.

Bernhard Abel fand diese Wendung der Ereignisse überaus faszinierend, ohne daß er zunächst hätte sagen können, warum eigentlich. Aber er kaufte noch mehr Zeitungen als sonst und

bemühte sich, keine Nachrichtensendung zu verpassen, obwohl alle dasselbe berichteten.

»Ich bin auch eine Art V-Mann«, erkannte er plötzlich, gerade als Wolf von Lojewski im heute-Journal mit einem ehemaligen Chef des Verfassungsschutzes die Frage diskutierte, ob die rechte Szene wohl in sich zusammenbrechen würde, wenn man sämtliche V-Leute daraus abzöge und keine Spitzel mehr bezahlte – was der Verfassungsschützer vehement verneinte. »Deshalb beschäftigt mich das so. Ich bin V-Mann einer außerirdischen Macht.«

Evelyn gab nur eine Art Grunzlaut von sich, der alles bedeuten konnte oder nichts. In den letzten Wochen hatte sie die Gewohnheit entwickelt, mit einem Glas Rotwein auf der Couch zu sitzen, während er Nachrichten, Reportagen aus aller Welt und Wissenschaftsmagazine verfolgte wie ein Besessener.

»Genau, das ist es«, fuhr Bernhard Abel sinnend fort. »Es läuft eine Art Prozeß gegen die Menschheit, und ich bin dabei ein verdeckter Ermittler.«

Evelyn stellte ihr Glas mit einem knallenden Geräusch auf den Couchtisch. »Das ist doch strunzdummer Blödsinn, was du da redest, Bernhard. Verdeckter Ermittler! Was bitte schön ermittelst du denn? Du liest Zeitungen und siehst fern. Na toll. Das kann ja ein Prozeß werden, wenn deine außerirdischen Auftraggeber nicht imstande sind, sich die Tagesschau selber anzuschauen. Ich meine, wo man diese ganzen Sendungen sowieso über Satelliten im Weltraum sendet.« Sie sah in sein erstauntes, geradezu entgeistertes Gesicht, und das brachte sie erst recht in Rage. »Und warum überhaupt ein Prozeß? Womöglich, weil wir so viele Kriege führen? Hör auf. Das ist nicht einmal mehr verrückt, das ist schon kitschig. Abgesehen davon möchte ich mal wissen, was das irgendwelche Außerirdischen angeht!/?«

Abel sah sie an und nickte bestürzt. »Du hast recht«, sagte er und wiederholte: »Du hast recht. Ich darf mich nicht im Gleich-

Gleichgewicht einrichten. Ich muß etwas tun. Ich muß den Mann finden, der hier war, und herausfinden, was er von mir wollte.«

Evelyn hörte überhaupt nicht zu. Sie massierte ihre Schläfen und murmelte: »Außerdem möchte ich wissen, warum das alles ausgerechnet mir passiert. Was habe ich verbrochen? Verdammst, Bernhard, ich dachte, es würde besser werden, als du aufgewacht bist! Ich dachte wirklich, es wird besser. Aber statt dessen zwingst du mich zu...« Sie hielt inne. »Ach, was soll's. Im Grunde will ich bloß wissen, warum du mich nicht anfaßt.«

»Dich anfassen?«

»Himmel, Bernhard, es ist ein Vierteljahr her, seit du wieder da bist. Okay, am Anfang habe ich mir gesagt, du brauchst Ruhe und Schonung, das kommt schon wieder. Aber da kommt gar nichts. Nicht einmal, wenn ich nackt vor dir herumlaufe, reagierst du.«

Endlich begriff er. »Du redest von Zeugung!«

»Scheiße, nein, ich rede von Sex!« Sie sank zurück in die Polster, als wolle sie darin verschwinden. »Ich hasse es, darüber reden zu müssen«, murmelte sie.

»Ich habe es dir doch erklärt«, sagte er geduldig. »Ich bin nicht wirklich dein Gefährte. Ich benutze nur seinen Körper.«

»Ja, ja, ja. Aber Sex ist ja wohl in erster Linie etwas Körperliches, oder?«

»Aber ich verstehe nicht, daß du...«

Sie stand auf mit einer Plötzlichkeit, die ihn verstummen ließ. »Scheiß auf das Geschwätz der Ärzte«, sagte sie und packte ihn am Arm. »Komm mit.«

*

Eine flüsternde Stimme. »Schon gut. Bleib liegen.« Also war es gut. Also blieb er liegen.

Als er erwachte, war es heller Tag. Die Vergangenheit schien ausgelöscht bis auf ein blasses Echo in seinen Gedanken, die Zukunft existierte gleichfalls nicht, allein die Gegenwart. Dann fiel ihm wieder ein, was in der Nacht gewesen war.

Allerhand. Er drehte sich auf den Rücken. Er hatte, was Sex betraf, auf die Erinnerungen Bernhard Abels zurückgreifen können und deswegen geglaubt, über diesen Aspekt menschlichen Lebens Bescheid zu wissen. Doch wie er sich eingestehen mußte, war sich an den Zeugungsakt zu erinnern nicht dasselbe, wie ihn tatsächlich zu vollziehen. Die Erinnerungen schienen nur das Was und Wie zu speichern, doch wie es sich anfühlte, wie es wirklich war – das zu behalten überstieg die Möglichkeiten des Gedächtnisses offenbar bei weitem.

Er sah an sich herab. Sein Körper war immer noch unbekleidet und fühlte sich... nun ja, gut an. Er konnte es nicht anders nennen. Jedenfalls begann er zu verstehen, warum die Menschen dem Sex so große Bedeutung beimaßen und den Akt selbst ohne Fortpflanzungsabsicht zu vollziehen bereit waren. Und er begriff auch, was das für seine Mission bedeutete. Seine Aufgabe konnte sich nicht darauf beschränken, die Menschen zu studieren – dazu hätte man ihn nicht in diesen Körper schicken müssen. Nein, worauf es ankam, war die Erfahrung, ein Mensch zu sein. Das war es, was nötig war, um sie wirklich zu verstehen.

Er stand auf, trat ans Fenster. Draußen war es bewölkt und etwas kühler nach einer Reihe von, wie er gleichfalls der Erinnerung Bernhard Abels entnahm, für Anfang Februar ungewöhnlich frühlingshaften Tagen. Unten an der Ampel wartete eine Frau mit orangerotem Lockenhaar, die dicke rote Herzen auf die Wangen gemalt trug.

»Es ist Karneval«, fiel ihm ein, und dann dachte er daran, daß die Frau Bernhard Abels heute abend wiederkommen würde und sie es dann wieder tun konnten.

Dr. Jürgen Röber saß im ICE nach Berlin, hatte eine kleine blaue Schachtel mit einem Verlobungsring in der Tasche und ein mulmiges Gefühl im Bauch. Das war normal, wenn man vorhatte, einer Frau einen Heiratsantrag zu machen, oder? Allerdings war ihm nicht klar, was genau sich eigentlich verändern sollte durch eine Heirat – unter Garantie würde Susanne nicht aus Berlin weg wollen, mit anderen Worten, er würde sich doch eine Stelle dort suchen müssen, was wiederum er schon die ganze Zeit hätte tun können und nicht getan hatte.

Nicht dran denken. Auf sich zukommen lassen. Er fixierte die rot glimmende Geschwindigkeitsanzeige, die 249 km/h anzeigte, und versuchte, zu entspannen.

Susanne empfing ihn völlig unentspannt. »Ich bin auf den Hexenball eingeladen!« verkündete sie atemlos, und er erfuhr auf den folgenden Metern Bahnsteig, daß es sich dabei um einen karnevalistischen Geheimbund handelte, dem ausschließlich Frauen angehörten und dessen einziger Daseinszweck war, am Abend des anderswo ›Weiberfasnacht‹ genannten Donnerstags ein Fest von legendären Ausmaßen zu feiern. »Da treffen sich Bundestagsabgeordnete, Managerinnen, Redakteurinnen, die weibliche Crème de la crème. Was man da allein an Kontakten knüpfen kann! Und ausschließlich Frauen. Männliches kommt nur rein, wenn es tot und eßbar ist. Jedenfalls muß ich da hin.« Sie kramte ihre Autoschlüssel hervor. »Wir holen das Dinner bei Kerzenschein und Klaviermusik morgen nach, versprochen. Du bist mir nicht böse, wenn ich dich einfach vor dem Haus absetze? Ich muß noch weiter zum Friseur und zum Kostümverleih.«

Wenig später stand er in einer merkwürdig stillen Wohnung vor dem geöffneten Gefrierschrank, musterte die Tiefkühlgeräte und hatte auf keines davon Appetit. Das Fernsehprogramm bot ›Klinikum Berlin Mitte‹ und ›Mer losse d'r Dom in

Kölle«, also zog er die Jacke über und beschloß, mal wieder Berliner Luft zu schnupern.

Einen Döner und ein paar U-Bahn-Stationen weiter fand er sich in der Gegend wieder, in der zu seiner Studentenzeit die angesagten Kneipen und Discos gewesen waren, und einige davon waren immer noch da, als sei keine Zeit vergangen. Er ließ sich treiben, begegnete Bären, Clowns und Indianern, ergatterte an einem knallvollen Tresen ein Bier, von dem er nicht wußte, ob es billig war oder teuer, weil der Zapfer Euro wollte, und hörte in einer rauchigen Ecke Gesprächen zu, die er so ähnlich früher selber geführt hatte. Eine Frau, an deren beachtlichem Körper man kaum unterscheiden konnte, was Bemalung war und was Stoff, tanzte lasziv und selbstvergessen, umringt von Männern, die sie nicht aus den Augen ließen, genausowenig wie er das tat.

An der Bar redete eine Frau mit blauen Haaren, die ihm vage bekannt vorkam, auf einen Mann in kotzgrüner Jacke ein. Der Typ verdrückte sich, und oops! sie kam herüber und sagte: »Na so ein Zufall!«, und da wußte er es wieder: die Sekretärin von Professor Schmidt, seinem Doktorvater.

»Blau ist immer noch Ihre Lieblingsfarbe«, sagte er, weil ihm sonst nichts einfiel. Sie trug heute sogar blauen Lippenstift und ein knappes Top, das mit ihrem Busen kaum zu Rande kam.

»Er hat mich gefeuert, Ihr Professor. Zwei Tage nachdem Sie da waren. Schönes neues Jahr.« Sie deutete mit dem Daumen über die Schulter. »Aber das wird meine Rache. Das war ein Journalist eben. Dem verkauf' ich die Story von den Außerirdischen, wie finden Sie das?«

»Oh«, machte er. »Ich wußte nicht, daß das geht.«

»Man staunt immer wieder, was alles geht«, erwiderte sie mit vielsagendem Lächeln. »Und was machen Sie eigentlich hier, so ganz alleine?« Ihre Wimpern waren lang und ebenfalls blau gefärbt, bemerkte Röber.

Eine feste, weich gerundete Brust lugte unter der Decke hervor, und die Brustwarze auf der milchweiß schimmernden Haut sah so unbeschreiblich zart aus, daß es kaum zu fassen war. Was für ein Kontrast zu den blaulackierten Fingernägeln der Hand, die entspannt auf der Decke lag, den blauen Haarsträhnen...

Jürgen Röber fuhr hoch. Nein! Sah an sich herab. Nackt. In einem fremden Bett. Das durfte nicht wahr sein. Sein Blick fand eine Uhr, die halb acht zeigte. Oh, verdammt...!

Er glitt ins Freie, suchte seine Sachen zusammen, die wild über dem Fußboden verstreut lagen. Das Mädchen seufzte unwillig und drehte sich auf die andere Seite, wachte aber nicht auf. Er wußte nicht einmal, wie sie hieß. Allerhand, wenn man bedachte, daß er nach Berlin gekommen war, um Susanne einen Heiratsantrag zu machen. Das konnte er jetzt ja wohl vergessen.

Wie hatte das nur...? Eine Flut von Erinnerungsbildern kochte in ihm auf, wilde Szenen, die mit sich selbst in Verbindung zu bringen ihm nur mühsam gelang. Einen Moment stand er unschlüssig in Socken und Unterhose, schaute das Bett an vor dem schmalen, endlos hohen Fenster, durch das die Häuser der anderen Straßenseite ganz nah wirkten, ein Dutzend Wohnungen, von denen aus man ihnen hatte zuschauen können, und wußte nicht, was er tun sollte. Nein, nur weg hier. Er schlüpfte in seine Kleider, unglaublich, wie laut Stoff raschelte, und endlich in die Schuhe und hinaus, die Wohnungstür mit angehaltenem Atem leise, leise ins klackende Schloß ziehend.

Ein riesiges, verwohntes Treppenhaus. Auf dem Weg hinab kam ihm ein Mann in einer hellgrünen Jacke entgegen, der ihn ansah, als seien ihm alle Verfehlungen auf die Stirn geschrieben. Röber drückte sich mit einem gemurmelten »Morgen« an ihm vorbei.

»Sie!« sagte der Mann.

Röber blieb stehen, drehte sich fluchtbereit um. »Ja?«

»Wissen Sie, ob hier eine Frau Feldheimer wohnt?« Er hatte etwas Stechendes im Blick. »Vierter Stock, hat es geheißen.«

»Keine Ahnung«, schüttelte Röber den Kopf. »Ich... ich bin nicht von hier.«

»Verstehe«, sagte der Mann mit wissendem Nicken.

Weiter. Runter, raus. Ein Taxi, wie gerufen. Der Fahrer nickte ihm mit übermüdeten Augen zu, als Röber hastig einstieg und die Adresse nannte. Während der Fahrt fiel ihm ein, seine Geldbörse zu inspizieren: alles noch da. Wenig Bargeld, aber das war gestern abend schon nicht anders gewesen. »Nehmen Sie auch Karten?« fragte er mit einem bangen Blick auf das Taxameter.

Der Fahrer musterte ihn im Rückspiegel, ließ sich Zeit. »Klar.«

Tausend Ausreden schossen ihm durch den Kopf. In den Tiefen seines Geistes war ein Quell von Kreativität erwacht, den er so noch nie an sich bemerkt hatte. Aber sie taugten alle nichts, die Ausreden. Das war das Ende. Susanne würde ihn hochkant hinauswerfen.

Aber – halleluja! Der Schutzengel der Untreuen war mit ihm! – die Wohnung lag leer und genauso, wie er sie verlassen hatte. Auf dem Anrufbeantworter eine Nachricht, auf halb drei Uhr nachts datiert, Susanne mit schwerer Zunge: »Hallo, Jürgen? Schläfst du schon? Du, wir sind noch weiter zu Margit, und ich denk, ich werd' hier schlafen.« Im Hintergrund johndendes Frauengelächter. »Ich bring' morgen früh Schrippen und so mit für ein tolles Frühstück, okay? Nicht böse sein.«

Seine Chance! Gnade des Himmels! Er eilte ins Schlafzimmer, legte sich ins Bett, drehte und rollte und wälzte sich eilig unter den Laken, schlug die Decke zurück und stand wieder auf. Ja, das sah eindeutig benutzt aus. Er riß das Fenster auf, was später die Abwesenheit des unsimulierbaren Schlafmiefs erklären würde, schlüpfte aus den Kleidern und huschte nackt

ins Bad. Halt, der Schlafanzug! Zum Glück ohnehin nicht ganz frisch. An den Haken der Badtür, wo er morgens immer hing. Und ab unter die Dusche, alle Spuren beseitigen.

Er duschte heiß und ausgiebig. Während er seinen Körper nach Kratzspuren und Knutschflecken absuchte, fragte er sich, was um alles in der Welt das Mädchen an ihm gefunden haben mochte. Er hatte die Blicke der anderen Männer gesehen; sie hätte jeden haben können. Er konnte es nicht wirklich verstehen.

Er konnte es nicht einmal wirklich bedauern. Er wischte den beschlagenen Spiegel frei, starrte sein blasses Spiegelbild an und gestand sich, daß es der beste Sex seines Lebens gewesen war.

Susanne kam um halb zwölf. Sie frühstückten, und sie erzählte ihm, wen sie alles Wichtiges kennengelernt hatte. Sie machten einen ausgedehnten, schweigsamen Spaziergang, aßen abends bei Kerzenschein und gingen miteinander ins Bett. Es war, *naja*, okay.

Am anderen Morgen fuhr Jürgen Röber zurück, die Schachtel mit dem Verlobungsring immer noch in der Tasche.

*

Draußen dunkelte es. Professor Dr. Gernhardt Schmidt saß über Verwaltungskram, von dem er sich nur zu gern ablenken ließ, als das Telefon klingelte. Er nahm ab. »Ja?«

»Der englische Patient ist auf Reisen gegangen«, sagte eine Stimme mit britischem Akzent am anderen Ende der Leitung.

Die Gestalt des Neurologen straffte sich. »Also doch. Und? Weiß man, wohin?«

»Soweit wir wissen, nimmt er an einer Studienreise nach Köln teil.«

Das war morgens immer der Moment der Ankunft: nach dem Uringestank des Parkhauses, nach den Abgasschwaden in den Straßen und dem ranzigen Fettnief kalter Imbißbuden das gläserne Portal der Parfümerie aufzuschließen und einzutreten in die Welt der Düfte, umfassen und umhüllt zu werden von duftig-fruchtbigen Aromen und sinnlich-schwerem Moschus. Eine andere Welt, strahlend, hell, wunderbar, eine Welt, die nichts gemein hatte mit den kalten Mauern und muffigen Mienen dort draußen. Evelyn Abel brauchte nur durch diese Tür zu treten, um zu spüren, wie sie größer und gerader, wie sie verwandelt wurde und erhoben in andere Ebenen des Daseins.

Obwohl sie in letzter Zeit eigentlich fortwährend dort lebte, in diesen anderen Ebenen des Daseins. Was an Bernhard lag, der wie verwandelt war seit jenem Abend, an dem sie die Initiative ergriffen hatte. Sein sexuelles Erwachen verblüffte sie seither jeden Tag aufs neue. Wie ein Jugendlicher war er, konnte nicht genug kriegen, und das auf so staunende, unschuldige Weise, daß die Erklärung, er sei ein Außerirdischer, der im Körper eines Menschen das Leben der Menschen erforschte, fast die glaubhafteste war.

Zugleich war er viel einfühlsamer als je zuvor – weniger tolpatschig, nicht so ungeschickt und ungewollt grob wie früher, sondern so, als habe er einen direkten Draht zu ihrem Nervensystem gefunden, durch den er mitempfand, was ihr gefiel und was nicht. Das Wort ›traumhaft‹ war das einzige, das ihre Nächte zur Zeit einigermaßen treffend charakterisierte.

»Dein Gschpusi hat gestern noch angerufen«, eröffnete ihr Dorothee, die aus unerfindlichen Gründen Mitteilungen emotionalen Gehalts stets in einem österreichisch-bayerischen Mischakzent artikulierte.

»Ach ja?« Evelyn hängte ihren Mantel auf, versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Das war der Tropfen Wermut in ihrer Glückseligkeit.

»Ich soll dir ausrichten, daß er heute in der Mittagspause auf dich wartet. In eurem Lokal.« Dieses Lauern in ihrem Blick!

»So.« Evelyn hatte sich wieder im Griff, lächelte. »Danke.«

»Aber...« – Dorothee folgte ihr, als sie nach vorn in den Laden ging –, »aber du mußt wieder zurückkommen, Evi! Ich hab' einen Termin beim Augenarzt, auf den warte ich seit zwei Monaten.«

»Ja, sicher.« Noch fünf Minuten bis zum Öffnen. Sie würde hingehen. Sie würde ihn treffen und ihm weh tun.



Es trieb Bernhard Abel seit Tagen in die Stadtbücherei, wo er die Vormittage saß und Bücher über Biologie, Zoologie und Sexualkunde studierte. Es war erstaunlich, was er fand. Er las von homosexuellen Gänsen, masturbierenden Rothirschen und promiskuitiven Delphinen, erfuhr, daß Nerze und Zobel acht Stunden lang kopulieren, Grizzlybären alle zwei bis drei Jahre eine einmonatige Romanze haben, nach der sie ihrer Wege gehen und einander nie wiedersehen, und daß sich das Männchen der Mantis, der Gottesanbeterin, während des Zeugungsakts bei lebendigem Leib von seiner Partnerin verzehren läßt, bis nur noch der ausgehöhlte Hinterleib, der Sitz der Geschlechtsorgane, übrig ist. Aber all diese bizarren Details konnten nur auf den ersten Blick ablenken von der Tatsache, daß kein Lebewesen dieses Planeten so besessen vom Sex war wie die Menschen. Andere Tierarten kopulierten länger, heftiger oder öfter hintereinander, doch einzig die Menschen waren permanent kopulationsbereit, zu jeder Zeit des Jahres, fast ihr Leben lang, weit über das Alter hinaus, in dem es fortpflanzungsmäßig Sinn machte. Sie waren die einzigen, die danach gierten, Artgenos-

sen bei sexuellen Handlungen zuzuschauen. Und paradoxerweise waren sie auch die einzige Lebensform, die ein Problem zu konstruieren verstand aus allem, was mit Sexualität zu tun hatte. Die verschiedensten Moralvorstellungen wetteiferten miteinander in dem Bemühen, dafür zu sorgen, daß die Menschen, wenn sie es schon dauernd taten, wenigstens ein schlechtes Gewissen dabei hatten.

Obwohl Bernhard Abel kein Mensch war, sondern nur den Körper eines solchen bewohnte, vermochte er all das nachzuvollziehen. Er nahm die Lockungen wahr, die von Menschen weiblichen Geschlechts, denen er begegnete, fortwährend ausgingen – von ihrer die sekundären Geschlechtsmerkmale betonenden Art, sich zu kleiden, ihren Blicken und ihrer Art sich zu bewegen –, zugleich spürte er die Hemmungen, die seinem Körper antrainiert waren. Er wußte, daß er sich diesen Frauen nicht einfach nähern durfte; man erwartete von ihm, seine Triebe zu zügeln.

»Bernhard Abel?« sagte jemand.

Er sah von seinem Buch auf. Ein grauhaariger Mann stand neben ihm. Er trug einen bürstenartigen, stahlfarbenen Schnurrbart und ein Tweedsakko und sah abwartend auf ihn herab.

»Ja, bitte?« fragte Abel.

»Mein Name ist Borsa«, sagte der Mann. Erst jetzt kam Abel zu Bewußtsein, daß er Englisch sprach. »Wir kennen uns. Ich fürchte allerdings, Sie erinnern sich nicht an mich.«

Er sah an ihm hoch, fand nichts in seiner Erinnerung. »Indeed not«, kam es wie von selbst über seine Lippen. Bernhard Abels Englischkenntnisse funktionierten noch.

»Ich komme von da, wo auch Sie herkommen. Nur bin ich schon zweiundzwanzig Jahre länger auf diesem Planeten.« Er machte eine einladende Handbewegung. »Wollen wir ein wenig hinausgehen in den Park?«

»Wozu?«

»Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen, sich zu erinnern. An Ihren wahren Namen. Und daran, was es mit der Exponentialdrift auf sich hat.«

Sie gingen in den Stadtgarten. Durch die kahlen Bäume hindurch ahnte man den behäbig vorbeiziehenden Fluß.

»Wie haben Sie mich gefunden?« fragte Abel.

»Über den Kanal. Sie senden. Wenn man weiß, worauf man achten muß, kann man Sie erfassen.« Der Mann mit dem grauen Schnauzbart, der sich Borsa nannte und Englisch sprach, deutete einladend auf eine frei stehende Parkbank. »Setzen wir uns doch.«

Es war kalt, der Himmel versprach Regen. Abel nahm zögernd Platz. »Der Kanal – was ist das?«

»Unser eigentlicher Verständigungsweg«, erwiderte Borsa und lächelte entschuldigend. »Ihr Zugang öffnet sich allmählich, aber ich fürchte, Sie werden ihn während Ihrer Erdenzeit nicht in vollem Umfang bekommen. Das ist der Preis, den Sie zahlen.«

»Zahlen? Wofür?«

»Für die gelungene Verschmelzung. Es war klar, daß Sie dafür einiges aufgeben mußten. Unter anderem den größten Teil Ihrer Erinnerungen – Sie wären Ihnen bei dieser Mission nur hinderlich. Es geht nicht um uns, das haben Sie schon verstanden. Es geht um die Menschen und ihre Zukunft.«

Abel nickte. »Ja. Eine Art Prozeß findet statt.«

Borsa schüttelte den Kopf. »Nein. Aber ich muß darüber schweigen, im Moment zumindest. Zuviel Wissen aus unserer Welt könnte Sie gefährden, verstehen Sie?«

Abel verstand nicht, aber da war ein vages, Millionen von Kilometern entferntes Gefühl, das ihm sagte, daß Borsa recht hatte. Daß es Bereiche gab, an die er nicht rühren durfte. Zuviel hing davon ab. »Sie wollten mir sagen, was ›Exponentialdrift‹ bedeutet.«

Borsa nickte bedächtig. »Exponentialdrift, ja. Nicht einfach zu erklären. Es ist natürlich ein Begriff aus unserer Welt, in menschlicher Sprache nachgeahmt. Ich muß Ihnen die Hintergründe nahebringen, ohne die Denksphäre der Menschen zu verlassen, deswegen werden Sie wahrscheinlich mehrere Anläufe benötigen, um in vollem Umfang zu begreifen.« Er überlegte eine Weile. »Sie kennen den Begriff ›Kontinentaldrift‹, nehme ich an? Die Platten der Kontinente, die sich unmerklich, aber unaufhaltsam gegeneinander bewegen? Haben Sie dieses Bild?«

Abel nickte.

»Gut.« Borsa lehnte sich zurück, richtete den Blick auf den grau verhangenen Himmel. »Die Menschen wissen seit langem, daß ihre Sonne ein Stern ist und die Erde einer von neun Planeten, die ihn umkreisen. Seit sie das wissen, fragen sie sich, ob auch andere Sterne Planeten besitzen oder ob ihr Sonnensystem einzigartig im Universum ist. Jahrhundertlang haben sie sich das gefragt – bis zum Jahr 1995. Damals entdeckte ein gewisser Michael Mayor von der Universität Genf zusammen mit Didier Queloz, daß der Stern 51 Pegasi b einen massereichen Begleiter hat, der keine Sonne ist. Damit war der erste Planet außerhalb des Sonnensystems gefunden. Doch die Menschen hörten nicht auf, zu suchen. Heute, im Februar des Jahres 2002, kennen sie insgesamt 77 extrasolare Planeten. Es handelt sich dabei allesamt um gewaltige Gasriesen, größer als der Planet Jupiter, denn um kleinere Planeten entdecken zu können, sind die Methoden noch nicht fein genug, aber immerhin. Die Frage ist beantwortet.« Er sah Abel an. »Aber jetzt frage ich Sie: Werden die Menschen sich mit dieser Antwort zufriedengeben? Oder werden sie weitersuchen? Können Sie sich vorstellen, daß sie aufhören werden, ehe sie einen erdähnlichen Planeten gefunden haben?«

»Nein«, sagte Abel, ohne zu zögern.

»Sie werden nicht aufhören, nicht wahr? Undenkbar. Sie werden größere Teleskope bauen und noch größere und immer weiter suchen, bis sie eine zweite Erde entdecken. In vielleicht zehn, fünfzehn Jahren werden die Menschen wissen, wo da draußen ein bewohnbarer Planet um eine ferne Sonne kreist.« Borsa unterbrach sich und wartete, bis eine Spaziergängerin mit einem kleinen Hund an der Leine vorüber war, ehe er weiter sprach. »Und jetzt frage ich Sie wieder: Ist es vorstellbar, daß sie nicht versuchen werden, dorthin zu gelangen?«

Abel sah nachdenklich ins Leere. Er konnte spüren, wie die bloße Vorstellung einer zweiten, leeren Welt eine Spannung in ihm auslöste, die der einer sexuellen Lockung nicht unähnlich war. »Es wäre schwer, die Entfernungen zu überwinden«, sagte er.

»Natürlich wäre es schwer. Aber das war nicht die Frage. Die Frage war, ob Sie glauben, daß die Menschen das Vorhaben, diese zweite Erde zu erreichen, jemals endgültig aufgeben werden.«

Abel schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Nicht wahr? Es mögen tausend Jahre vergehen oder zweitausend, vielleicht auch nur fünfhundert oder hundert, aber zu wissen, daß dort draußen ein erdähnlicher, unberührter Planet wartet, wird die Menschen niemals ruhen lassen. Daß der Weg dorthin schwierig ist, wird sie nur um so mehr anstacheln. Sie werden keine Opfer und keine Mühen scheuen, bis der erste von ihnen seinen Fuß auf den Boden jener Welt setzt.« Borsa sah wieder an den Himmel, als könnte er den Stern, von dem die Rede war, bereits ausmachen. »Und wenn sie den Planeten erforscht und besiedelt haben, was denken Sie? Werden sie es damit gut sein lassen, oder werden sie nach weiteren Welten suchen?«

Abel sah ihn an, mit jenem Gefühl unaufhaltsam nahenden Verstehens, wie er es schon einmal gespürt hatte. Die Worte Borsas hatten etwas in ihm losgetreten.

Der Fremde klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter. »Denken Sie darüber nach, Koairin.« Damit stand er auf und ging.



Evelyn Abel betrat das Restaurant, ihre Handtasche wie einen Schutz an sich gepreßt, sah sich um, entdeckte ihn nirgends und hoffte schon, daß er es sich anders überlegt hätte. Doch als sie sich umdrehte, um wieder zu gehen, stand Wolfgang wie aus dem Boden gewachsen vor ihr und wies mit einem schiefen, unfrohen Lächeln auf einen Tisch in der Nähe des Eingangs. »Dort drüben.«

Sie musterte ihn, während die Bedienung desinteressiert ihre Bestellung aufnahm. Er wirkte fahrig, abgehetzt, so, als habe er seit Wochen nicht mehr richtig geschlafen. Er hatte sich für ihr Treffen in Anzug und Krawatte geworfen, aber er sah darin aus wie verkleidet.

»Du hast seit Januar nichts von dir hören lassen«, sagte er, als die Frau mit der weißen Schürze gegangen war und das Warten begann. Seine Hände griffen ohne Umschweife nach den Zigaretten. Sie haßte es auf einmal.

»Es ging nicht«, sagte sie, weil sie erst noch Kraft sammeln mußte für den Moment, in dem sie ihm den Schlag versetzte.

»Du hast dich verleugnen lassen.« Seine Hand mit dem Feuerzeug bebte. »Sag nichts. Ich weiß es. Ich bin mit dem Handy vor der Parfümerie gestanden und habe dich gesehen. Ich konnte es von deinen Lippen ablesen, dieses ›Ich bin nicht da‹.«

»Es ging nicht«, sagte sie noch einmal und sah auf die Tischdecke hinab, weißes Leinen, gestärkt, ein strapazierfähiges Tuch, das man jeden Tag waschen und bügeln konnte, ohne daß es Schaden nahm. »Und es... geht auch in Zukunft nicht mehr, Wolfgang. Es geht nicht mehr.« Sie sah auf und wollte noch ›Es ist vorbei‹ sagen, doch dann sah sie sein kreidebleiches Gesicht und ließ es.

Er nahm die frisch angezündete Zigarette aus dem Mund und drückte sie im Aschenbecher aus, zerquetschte sie zu Bröseln, vernichtete sie. »Ich verstehe«, nickte er und nickte heftig, während seine Hände, als wüßten sie nichts anderes zu tun, schon wieder nach der Schachtel griffen. »Was habe ich mir auch eingebildet? Ich war doch bloß der Lückenbüßer. Jemand, der dich zum Essen ausführt und deine Vorhangstangen anschraubt, solange der Gatte indisponiert ist. Zur Belohnung gibt's ein bißchen Sex ab und zu, und das war's dann. Toll. Echt großartig. Du kannst stolz auf dich sein, wie du das hingekriegt hast.«

Evelyn seufzte schmerzlich. »So war es nicht, Wolfgang, das weißt du ganz genau.« Sie sah auf ihre Hände hinab und merkte, daß sie wie besessen an ihrem Ehering drehte. »Mach es doch nicht kaputt.«

Wolfgang Krentz sog an seiner Zigarette, als wolle er sie in einem Zug rauchen. Sein Blick ging hinaus auf die Straße, folgte den Autos und Passanten, unruhig suchend. »Weiß er von uns?«

»Wer? Bernhard? Nein. Denke ich jedenfalls.«

»Was würde er tun, wenn er es wüßte?«

Evelyn starrte ihn ungläubig an. In seinem Gesicht war plötzlich ein häßlicher, gemeiner, gewalttätiger Zug, den sie noch nie gesehen und auch nie zu sehen erwartet hatte. »Das ist nicht dein Ernst.«

Sein Brustkorb hob und senkte sich heftig. »Ich weiß nicht«, sagte er tonlos. »Vielleicht doch.«

*

Abel blieb lange sitzen auf der Parkbank, achtete nicht auf den einsetzenden Nieselregen und auch nicht auf die Passanten, die vorbeieilten und ihn unter ihren Schirmen und Regenmänteln hervor musterten.

Koairin. War das sein Name, sein wahrer Name? Der Name der Seele, die sich des Körpers eines Menschen namens Bernhard Abel bemächtigt hatte?

Koairin. Das Wort hallte eigentümlich wider in seinem Inneren. Aber war es ein Name? Er wußte es nicht. Noch jedenfalls fühlte er sich außerstande, es mit sich selbst gleichzusetzen. In seinen Ohren hatte es den Klang eines fremden Titels, einer Ehrenbezeichnung vielleicht. Aber seine Ohren waren die eines Menschen. Eines Menschen, mit dem er die Verschmelzung geschafft hatte.

Dieser Gedanke löste etwas in ihm aus, seltsame Bilder, wie aus fiebrigen Wachträumen. Gespräche, Begegnungen, Äußerungen voll angespannter Hoffnung. Verschmelzung. Eine Verantwortung verband sich damit, noch ungreifbar, unklar, verschwommen. Und eine Aussicht: auf eine lange Zeit in diesem Körper. Jahre. Dies war nichts Vorläufiges, Vorübergehendes. Seine Mission war auf Dauer angelegt, würde womöglich Jahrzehnte beanspruchen. Er würde behutsam handeln müssen, sich mit Bedacht bewegen, oft geduldig und lange warten.

Denn die Schatten an den äußersten Rändern seines Bewußtseins waren, das begriff er jetzt, mehr als das. Es waren Feinde. Er würde es mit Kräften zu tun bekommen, die unvorstellbar mächtig waren und ohne jedes Erbarmen.

*

Am 1. März 2002, um 6 Uhr 22 Ostküstenzeit, startete die Raumfähre Columbia zur Mission STS-109, einem auf elf Tage Dauer angelegten Reparatüreinsatz am Hubble Space Telescope. In insgesamt fünf Außeneinsätzen sollten die Astronauten die Sonnensegel des seit 1990 die Erde umkreisenden Weltraumteleskops ersetzen, seine Energieversorgungssysteme erneuern, das Kühlsystem der 1999 ausgefallenen Infrarotkamera reparieren und eine weitere Kamera installieren. Ziel war, die

Reichweite und Sehschärfe des leistungsfähigsten Teleskops, über das die Menschheit verfügte, noch einmal zu verzehnfachen. Das, so hoffte man, würde es ermöglichen, extrasolare Planeten nicht nur indirekt nachzuweisen, sondern direkt sichtbar zu machen. Mit anderen Worten: Ziel war das erste Bild eines fremden Sonnensystems.

Die hohen Decken der Messehallen hielten das unablässige, zehntausendstimmige Gebrabbel zuverlässig unter sich gefangen. Stellwände kanalisiert Menschenmassen in die rechtwinkligen Ganglabyrinthe zwischen den bunten, kühnen, künstlichen Landschaften der Messestände. Computerbildschirme ohne Zahl, farbig leuchtend um die Aufmerksamkeit der Vorbeidefilierenden wetteifernd. Umhängetaschen als Transportmedium für Tonnen von Prospekten und Werbebeschenken, typische CeBIT-Beute, die am Ende größtenteils in Müllcontainern endgelagert werden würde.

Niemand beachtete in dem ganzen Gewimmel zwei Männer, die sich auf den breiten, bereits von zahlreichen anderen Rastsuchenden bevölkerten Treppen des Convention Center niederließen. Der eine war hager, hatte ein kantiges Gesicht und für sein Alter – er mochte etwas mehr als vierzig Lenze zählen – ungewöhnlich graue Haare. »Nicht so viel los wie früher, oder täusche ich mich?« meinte er, während er versuchte, seinen Koffer so hinzustellen, daß er nicht verkratzt wurde.

»Weniger Aussteller«, sagte der andere, ein massiger, bärtiger Mann mit einer unleidlich klingenden Brummstimme. »Kam auch in den Nachrichten.« Die Fülle der Tragetaschen, die er rings um sich lagerte, war beeindruckend. »Ich mache mir Sorgen.«

»Sorgen?« Yves Lehmann hob die Augenbrauen. »Seit wann das denn?«

Lutz Feidler musterte finsternen Blicks das Umfeld. Sie waren außer Hörweite anderer. »Wir sollten nicht bis zum 3. Juni war-

ten. Pfeif auf den Jahrestag. Laß uns losschlagen, so schnell es geht. Solange es noch geht.«

Lehmann seufzte. »Jetzt mach keine Panik. Außerdem ist Peter noch nicht soweit mit seinem Part.«

»Weiß er wenigstens inzwischen, was er senden will?«

»Er behauptet sogar, er hätte eine geniale Idee. Aber du kennst ihn ja – Einzelheiten erst, wenn alles fertig ist.«

Der bärtige Computerspezialist gab ein Schnauben von sich und wühlte Prospekte aus einer seiner Taschen. »Hier. Aus Halle 17. Schau dir das an. Neue Sicherheitsprotokolle. Trustworthy Computing. Biometrische Identifizierung. Die sind dabei, das Internet umzubauen, sage ich dir. Demnächst ist kein einziges Datenpaket mehr unterwegs, ohne daß man haargenau nachvollziehen kann, woher es kommt und wohin es geht und wer es warum losgeschickt hat.«

»Bis Juni sind es noch elf Wochen. Bis dahin wird sich ja wohl nichts Grundlegendes ändern.« Aber Yves Lehmann griff nun doch nach den Unterlagen und studierte sie stirnrunzelnd.

»Übrigens, Stichwort Sicherheit.« Lutz beugte sich vor. »Unser guter Wolfgang wird zum Risiko, wenn du mich fragst. Diese Frau hat ihm neulich den Laufpaß gegeben, hast du das mitgekriegt?«

»Naja. Er wird schon drüber wegkommen.«

»Sieht aber nicht so aus. Weißt du, was er tut? Er erpreßt sie. Sie soll ein letztes Wochenende mit ihm verreisen, sonst erzählt er ihrem Mann alles.«

Der grauhaarige Computerunternehmer musterte seinen Partner skeptisch. »Das ist jetzt ein Witz, oder?«

»Mit sowas mache ich keine Witze«, sagte der bärtige Hacker, der auch einst seine eigene Frau einem anderen ausgespannt hatte. Er nahm die Prospekte wieder an sich. »Du solltest dich um ihn kümmern, Yves. Auf dich hört er. Lad ihn doch mal zu euch ein oder sowas. Der dreht sonst noch durch.«

»Jürgen? Würdest du mich bitte so schnell wie möglich zurückrufen?« Ein Pieps. Dann, eine Spur frostiger: »Susanne hier. Sag mal, wo steckst du eigentlich? In der Klinik erreiche ich dich nicht. Ruf mich bitte an, es ist wichtig.« Noch ein Signalton, dann stoppte das Band. Die rote Leuchtdiode in der Frontblende hörte auf zu blinken.

Jürgen Röber rieb sich das Kinn, musterte sein Abbild im Garderobenspiegel – er sah reichlich überarbeitet aus – und betrachtete dann den Kalender, der neben dem Spiegel hing. Wichtig. Ach so. Mit anderen Worten, Frau Susanne Mangelsdorf begehrte dringend ihre Osterfeiertage zu planen. Wahrscheinlich hatte sie das unwiderstehliche Angebot eines Geheimbundes der Osterhäsinen oder dergleichen und hoffte zu hören, daß er sowieso zum Dienst eingeteilt war. Er beschloß, daß der Rückruf Zeit hatte, legte das voluminöse Kissen, das für derlei Anlässe auf einem Stuhl neben der Garderobe bereit lag, über Telefon und Anrufbeantworter und ging zu Bett.

Am nächsten Morgen weckte ihn heftiges Klingeln, fünf Minuten ehe der Wecker geläutet hätte. Für einen Moment schoß ihm die verrückte Vorstellung durch den Kopf, Susanne sei wutentbrannt über Nacht hergefahren, um ihn mit gezücktem Terminkalender zur Rede zu stellen. Aber das konnte ja wohl nicht sein, oder?

Es war auch nicht so. Vor seiner Tür standen zwei stämmige Männer, die graue Mäntel und ausdruckslose Gesichter trugen, und der eine von ihnen hielt außerdem ein Lederetui mit einem Ausweis in der Hand. »Zeranski«, sagte er. »Mordkommission. Sind Sie Dr. Jürgen Röber?«

Röber nickte mit dem Gefühl, die Szene nur zu träumen.
»Ja.«

»Kennen Sie eine Frau namens Vera Feldheimer?«

»Nein.« Seltsamer Traum. »Nie gehört.«

»Aber vielleicht gesehen?« Die Hand verschwand mit dem Ausweis und kam mit einem Foto zurück. Jürgen Röber starrte es an und ahnte, daß er womöglich doch nicht mehr träumte.

Das Bild zeigte das blauhaarige Mädchen aus Berlin.

Röber nahm das Foto in die Hand. Sie war es, kein Zweifel. Die widerborstigen Haare in grellem Hellblau. Der spöttische Blick. »Was ist mit ihr?« fragte er und hörte kaum, was ihm der Polizist mit unleidiger Stimme antwortete, daß sie tot war, ermordet, deswegen seien sie schließlich hier. Das Blut in seinen Ohren rauschte. Ihm war kalt, als sei plötzlich jedes Organ in seinem Körperinnern von einer Rauhreifschicht überzogen.

»Sie war die Sekretärin meines Doktorvaters«, hörte er sich sagen. »Professor Schmidt von der...«

»Das wissen wir alles längst«, schnitt ihm der Kommissar das Wort ab. »Was uns interessiert, ist, ob Sie in der Nacht vom 7. auf den 8. Februar 2002 mit ihr zusammen waren.«

»Ich?!« Jürgen Röber schnappte nach Luft. Aus dem Rauhreif um seine Eingeweide wurde dickes, würgendes Packeis. »Wie kommen Sie auf mich?«

Der Beamte nahm ihm das Bild wieder ab. »Wir haben einen Taxifahrer gefunden, der sich erinnert, am Morgen des 8. Februar vor dem Haus der Ermordeten einen Fahrgast aufgenommen zu haben, der ausgesprochen durcheinander wirkte. Er erinnert sich auch noch an das damalige Fahrziel, daran, in welcher Haustür der Mann verschwunden ist, und er konnte ihn dem Polizeizeichner beschreiben. Unsere Berliner Kollegen sind mit der Skizze klingeln gegangen, mehrere Zeugen haben darauf den Freund einer gewissen dort wohnhaften Susanne Mangelsdorff wiedererkannt, und von der haben wir Ihre Adresse. So kommen wir auf Sie«, erklärte er leidenschaftslos. Erst als er fortfuhr, schwang Ärger in seiner Stimme mit: »Nachdem all diese Arbeit getan war, fiel dem Taxifahrer übrigens noch ein, daß besagter Fahrgast mit Kreditkarte bezahlt hatte. Diesen Beleg haben wir inzwischen natürlich auch. Und

natürlich steht Ihr Name darauf. Wollen wir jetzt also vielleicht hineingehen, und Sie erzählen uns alles?«

*

»Dorothee fand ihn gut«, war Evelyns Begründung gewesen, ihn in diesen Film zu schleppen. Er, Bernhard, sei mittlerweile ein halbes Jahr wieder auf den Beinen, da könne man doch wohl endlich ausgehen wie in alten Zeiten. Ein Mädchen aus der Nachbarschaft, erprobte Babysitterin seit Jahren, kümmerte sich um Theresa. Und was Evelyns Geschäftskollegin anbelangte, war die eine leidenschaftliche Kinogängerin, die mit ihrem Urteil noch nie ernsthaft danebengelegt hatte.

»A Beautiful Mind« also. Erst seit ein, zwei Wochen im Kino. Ein Film, der die Lebensgeschichte des genialen Mathematikers John Nash schilderte. Gezeigt wurde, wie Nash sich als junger Student an der Universität herumtrieb, ohne je eine Vorlesung zu besuchen, immer auf der Suche nach einem Problem, durch dessen Lösung er sich einen Namen machen konnte. Gezeigt wurde, wie er darauf kam, den Aufsatz zu schreiben, der ihm Jahrzehnte später den Wirtschaftsnobelpreis einbringen sollte. Gezeigt wurde, daß ihm jene Arbeit in der Nachkriegszeit zunächst eine Anstellung beim US-Verteidigungsministerium einbrachte, wie ihn der US-Geheimdienst als Entschlüsselungsexperten rekrutierte, wie er verschlüsselte Botschaften auswertete, regelmäßig seine Berichte an konspirativen Orten hinterlegte und von feindlichen Agenten bespitzelt wurde. Doch plötzlich, vollkommen überraschend, entpuppte sich die gesamte Agentengeschichte als schizophrene Wahnvorstellung, und man fragte sich ebenso lange wie vergeblich, an welcher Stelle genau man als Zuschauer eigentlich dem Protagonisten ins Reich des Abstrusen gefolgt war.

Als sie das Metropol verließen, tat Bernhard Abel das mit dem ausgesprochen mulmigen Gefühl, gerade die Geschichte

seines eigenen Lebens gesehen zu haben. Waren seine Überzeugungen nicht genauso haarsträubend? Seine Gewißheit, ein Außerirdischer im Körper eines Menschen zu sein? Seine Begegnungen mit getarnten Artgenossen – der Mann im roten Parka, der ihn im November aufgesucht hatte? Der Engländer im Stadtpark? Seine Mission? Hatte er denn auch nur den Hauch eines Beweises, daß sich die Dinge so verhielten, wie er es glaubte? Sprach nicht die bloße Wahrscheinlichkeit dafür, daß alles nur Hirngespinnste waren, Nachwirkungen seines Kommas im besten Fall und Vorzeichen einer ausbrechenden Schizophrenie im schlechtesten?

Er musterte die Frau an seiner Seite. Evelyn, ermahnte er sich, ihren Namen mitzudenken. Hatte sie ihn deshalb ausgerechnet in diesen Film gelotst? Um ihn zu einer Wiederaufnahme der Sitzungen bei Doktor Hahn zu bewegen? Und war das am Ende womöglich sogar eine gute Idee und das einzig Richtige?

Doch Evelyn wirkte arglos, schien an völlig andere Dinge zu denken. »Übrigens, ich habe neulich mit einer Schulfreundin ausgemacht, daß ich sie besuchen komme«, sagte sie. »An dem Wochenende nach Ostern. Da ist ihr Mann mit den Kindern weg, und wir können in Ruhe über die alten Zeiten reden.«

Etwas war merkwürdig an der Art, wie sie es sagte. Sie klang geistesabwesend, fast als spreche sie mit sich selbst, doch zugleich wirkte sie bis zum Zerreißen angespannt. Daß da mehr war als das, was sie gesagt hatte, war spürbar wie ein elektrisches Feld.

»Du kommst doch zurecht, oder, Bernhard?« Sie sah ihn an. Ihre Augen bewegten sich unruhig, schienen mit ihren Bewegungen einen Geheimcode zu übertragen.

Bernhard Abel reagierte instinktiv.

Er öffnete den Kanal und las ihre Gedanken.

Und das war die Wahrheit hinter ihren Worten: Sie hatte eine Affäre mit einem anderen Mann, seit Jahren schon, hatte sie

gehabt, während er im Koma gelegen hatte, und sie fortgesetzt, nachdem er wieder erwacht war, hatte es ihm verschwiegen und den anderen weiter getroffen, heimlich, unter Vorwänden. Hatte ihn die ganze Zeit betrogen und belogen. Log auch jetzt: Mit ihm in einem Hotel verabredet war sie an jenem Wochenende. Die Freundin war eingeweiht, um ihr ein Alibi zu geben.

Er atmete keuchend aus, krümmte sich vornüber, als habe ihm jemand eine Faust mit Hammergewalt in den Bauch gerammt.

»Bernhard?« fragte Evelyn. »Was ist?«

Er wollte schreien, seinen Schmerz blindwütig hinausbrüllen in die Nacht. Ihr ins Gesicht schleudern, was der Kanal ihm verraten hatte.

Nein, sagte ein seltsam leidenschaftsloser Teil in ihm. Du kannst das nicht wissen. Den Kanal – so etwas gibt es nicht.

Aber da war doch alles. Der Name des Mannes: Wolfgang Krentz. Sein Beruf: Radioastronom. Da war sein Aussehen, seine Adresse, seine Automarke.

Gedankenlesen ist unmöglich. Es ist eine schizophrene Illusion, nichts weiter. Es fühlte sich an wie zwei Stimmen in seinem Kopf, die miteinander verhandelten. (War das nicht der perfekte Beweis, daß er schizophren war? Das hieß doch: gespalten.)

Du hast die Adresse, sagte die eine. Du kannst hingehen und nachprüfen, ob es stimmt.

Also gut, sagte die andere. Aber bis dahin benimm dich.

»Schon gut«, sagte Bernhard Abel und richtete sich wieder auf. »Es ist nichts.«

Evelyn schüttelte den Kopf. »Der Film hat dir nicht gutgetan. Komm, wir leisten uns ein Taxi nach Hause.«



Es war Irrsinn, er wußte es. Blinde Eifersucht. Und nach dieser Adresse, diesem Mann zu suchen würde dem Irrsinn nur Nahrung geben. Was er sich sagen mußte, war, daß niemand

damit hatte rechnen können, daß er zurückkehren würde aus dem Koma. Es war mehr als nur verständlich, daß Evelyn anderswo Trost und Halt gesucht hatte und einen lebendigen Gegenpart. Zumal er auch, als er wieder wach gewesen war, nur tatenlos herumgesessen war, ihre Wünsche nicht verstanden, ihre Bedürfnisse ignoriert hatte...

...aber es tat so weh, zu wissen, daß sie sich einem anderen Mann hingegeben hatte, so weh, an ihrer Erinnerung teilzuhaben, wie sie Wollust empfunden hatte, die jemand anderem galt...

Sosehr er sich Mühe gab, zu verstehen, einzuordnen, einen Standpunkt im Gleichgewicht zu finden: diese Gefühle waren jenseits aller vernünftigen Überlegung. Wogen kochenden Zorns waren sie, Abgründe bodenloser Verzweiflung, Fieberanfalle, pures Gift, das in seinen Adern kreiste.

Die Verschmelzung sei gelungen, hatte der Engländer gesagt. Hatte er das gemeint? War so etwas der Preis? Und – hatte er es wirklich gesagt? Oder waren der Engländer selbst und die Begegnung im Park nur eine Wahnvorstellung gewesen?

Er kämpfte mit sich, von Evelyn argwöhnisch beäugt, die nicht ahnte, was er wußte. Zu wissen glaubte. Sich einbildete. Oder was auch immer. Er las wieder, sah fern, doch dies waren die Tage, in denen ein Abstimmungsdrama im Bundesrat die Nachrichten beherrschte. Auf allen Kanälen sah man, wie Ministerpräsident Stolpe ja sagte, sein Innenminister Schönbohm nein, wie Bundesratspräsident Wowereit nachfragte und das Durcheinander endlich als Zustimmung wertete und wie es daraufhin zu Tumult kam (Schiebung!) und die Vertreter der Opposition den Saal verließen (Schiedsrichter ans Telefon!). Und am nächsten Tag begann durchzusickern, daß die scheinbar spontane Entrüstung offenbar ein im voraus abgesprochenes Spektakel gewesen war.

Wem kann man noch glauben? fragte sich Bernhard Abel. Wir werden getäuscht. Wir täuschen andere. Wir täuschen uns

selbst. Nutzlos, länger zu überlegen: Er hatte keine andere Wahl, als diesen Wolfgang Krentz zu suchen. Es mochte die schiere Eifersucht sein, die ihn trieb – und wenn schon. Diese Gelegenheit, herauszufinden, ob er verrückt war oder nicht, durfte er sich nicht entgehen lassen. Wenn es diesen Wolfgang Krentz nicht gab, wenn sich die Adresse als fiktiv erweisen sollte – nun, dann war das eine Wahrheit, der er sich zu stellen hatte.

Er wartete, bis die Osterferien begannen und Theresa ein paar Tage bei den Großeltern untergebracht war. An einem dieser Tage ging er, kaum daß Evelyn aus dem Haus war, zum Bahnhof und erkundigte sich. Den Ort gab es, auch einen Bus dahin, den er nahm in der Erwartung, am Ziel nichts zu finden. Doch er fand die Straße auf Anhieb, erkannte sogar das Haus, das er einzig in Evelyns Erinnerungen je gesehen hatte. Ein unscheinbares, etwas zurückgesetztes Mehrfamilienhaus mit breiten Balkonen.

Und an einer der Klingeln stand, mit Schreibmaschine getippt, ›W. Krentz‹.

Ihm war elend. Plötzlich erkannte er, wie er sich mit der Möglichkeit, schizophren zu sein und sich alles nur einzubilden, über seine Eifersucht hinweggerettet hatte. Den Namen tatsächlich auf diesem kleinen weißen Klingelschild zu lesen war wie ein Messerstich in den Bauch.

Die Entscheidung, ob er versuchen wollte, dem Liebhaber seiner Frau zu begegnen, wurde ihm abgenommen. Ein Auto hielt vor einer der Garagen, ein Mann stieg aus, und sie erkannten einander sofort.



Wolfgang Krentz war schlecht gelaunt an diesem Tag. Wenn die Dinge mal schief liefen, dann richtig. Daß ihm das passieren mußte, die Hotelprospekte zu Hause zu vergessen, wo heute

dringend die Anrufe zu machen waren, für den Tag, den Tag der Tage, den traurigen Höhe- und Endpunkt einer traurigen Geschichte... Gut, eine Mahlzeit ausfallen zu lassen schadete nicht, aber mittags hungrig über die Dörfer zu fahren, von Traktoren und dicken Bussen aufgehalten zu werden, das nervte! Und Yves nervte auch. Seit Tagen rief er jeden Morgen im Institut an, war geradezu besessen davon, ihn einzuladen, im trauten Kreis seiner Familie im Garten zu grillen, Biere zu vernichten und kiloweise Kartoffelsalat dazu, den seine Frau wirklich gut machte, das mußte man zugeben. Auf den 1. Mai hatten sie sich schließlich geeinigt, heute morgen, aber es tat ihm schon leid, daß er sich hatte breitschlagen lassen. Wenn es etwas gab, das er gerade nicht verkraften würde, dann war das ein Nachmittag im Kreis einer intakten Familie, wohlgeratene Kinder, die ihn ›Onkel Wolfgang‹ nannten und ihm ihre Spielsachen vorführten. Ihm, der sein Leben damit verbrachte, die Struktur des Universums zu enträtseln, eines Universums, das allem Anschein nach darauf angelegt war, die tiefsten Sehnsüchte eines Menschen unerfüllt zu lassen. Er beneidete seine Freunde um ihre Familien, war glühend eifersüchtig, vor allem, weil er das Gefühl hatte, daß sie selbst es überhaupt nicht schätzten, denn sie beklagten sich über ihre Frauen, stöhnten über ihre Kinder und beneideten ihn, den Junggesellen, um seine Ungebundenheit. Ausgerechnet! So, wie er gerade drauf war, würde er bei der nächsten Andeutung in dieser Richtung ausrasten.

Eben weil er chronisch ungebunden war, hatte er ja auch den Kundschafter spielen müssen, als Bernhard Abel sich durch einen Schlaganfall aus der Affäre gezogen und sie alle sitzen gelassen hatte mit dem nicht mehr funktionierenden System. Wie ein Spion hatte er seine Frau beobachtet, sich auf Informationsabenden der Klinik an sie herangemacht, von einem Freund gelogen, der seit einem Motorradunfall im Koma läge, und erfahren, daß Abel kein Wort gesagt hatte, also auch nicht

das Paßwort, das sie damals gebraucht hätten. Evelyn war dankbar gewesen, daß ihr jemand zur Seite gestanden hatte. Als sie in eine kleinere Wohnung hatte ziehen müssen, hatte er geholfen und Gelegenheit gehabt, Abels Unterlagen zu sichten: auch hier kein Hinweis, kein Paßwort.

Sich zu verlieben war nicht vorgesehen gewesen. Es war passiert. Nachdem beschlossen worden war, das System noch einmal neu zu entwickeln, hatte er sich befreit gefühlt und Evelyn gebeten, ihn zu heiraten. Nicht, solange Bernhard noch lebt, war ihre Antwort gewesen.

Er hätte in diese verdammte Klinik gehen und diesem Scheißkerl das Kissen aufs Gesicht drücken sollen, dachte Wolfgang Krentz, als er den Wagen vor seiner Garage zum Stehen brachte. Dann stieg er aus und sah Bernhard Abel vor seiner Haustür stehen.

Das war zuviel.

*

Es gab ihn also wirklich. Falls er nicht gerade einen schizoïden Schub erlebte oder wie man das nannte. Eigenartige Ruhe befahl Bernhard Abel, während er zusah, wie der Mann, mit dem seine Frau eine Affäre hatte, aus dem Auto stieg, ihn entdeckte und förmlich rot anlief. Alle Eifersucht war verschwunden. Es war alles einfach nur noch interessant.

»Sie?!« brüllte Krentz und setzte sich in Bewegung, heftig, wütend. »Was wollen Sie hier? Was haben Sie hier zu suchen, verdammt noch mal?« Seine Hände ballten sich zu Fäusten, während er auf ihn zukam. Sehr interessant, das.

Dann stand er vor ihm, mit Augen, die ihm schier aus den Höhlen quollen, packte ihn an der Jacke und fauchte: »Was wollen Sie, Abel? Raus mit der Sprache.«

»Ich wollte sehen, ob es Sie gibt«, sagte Abel einfach, und im selben Moment verschob sich seine Wahrnehmung auf merk-

würdige Weise, weil ihm etwas einfiel, das ihm die ganze Zeit schon hätte einfallen können: Der Mann im roten Parka, der ihn im November besucht hatte! Er war am Tag zuvor in der Klinik gewesen. Sein früherer Arzt, Dr. Röber, hatte mit ihm gesprochen. Diesen Mann hatte er sich nicht eingebildet. Genausowenig wie Wolfgang Krentz, der ihn mit Mordlust in den Augen anschrie: »Ja, es gibt mich, verflucht noch mal. Und Sie, Abel, wozu gibt es Sie? Erst verabschieden Sie sich ins Koma, lassen jeden und alle in der Scheiße sitzen, uns, Ihre Firma, Ihre Frau, Ihr Kind – und gerade als sich alle wieder erholt haben, wagen Sie es, zurückzukommen!? Reicht es Ihnen noch nicht, was Sie bisher an Problemen gemacht haben?« Er stieß ihn von sich. »Können Sie nicht zur Abwechslung mal was Nützliches tun und sterben?« Damit wandte er sich ab und stürmte ins Haus.

Abel stand sprachlos, wie betäubt von dem Anprall all dieser Wut, vor allem aber verblüfft von den unerwarteten Bildern, die er empfangen hatte. Er hatte den Kanal nicht einmal öffnen müssen. Der Geist des Mannes war wie ein überstarker Sender gewesen, hatte ihm seinen Inhalt förmlich aufgezwungen. Er hatte Krentz und seine drei Freunde gesehen, von denen einer Yves Lehmann war, sein ehemaliger Chef. Er hatte ein geheimes, unsichtbares Netzwerk gesehen, das alle großen Radioteleskope der Welt miteinander verband, und diese vier Männer kontrollierten es.

Und er hatte ein Datum gesehen – den 3. Juni 2002. An diesem Tag hatten sie etwas vor. Er hatte nicht verstanden, was. Nur, daß sie etwas Ungeheuerliches planten, etwas nie zuvor Dagewesenes. Etwas, das Geschichte machen würde.



Doktor Jürgen Röber verbrachte das trostloseste Ostern seines Lebens allein. Susanne legte wortlos auf, wenn er sie ans Telefon bekam. Er versuchte, ihr einen Brief zu schreiben und

ihr alles zu erklären, und merkte dabei, daß er selber nicht verstand, was eigentlich geschehen war.

Während des Verhörs bei der Polizei war ihm der Mann in der grünen Jacke wieder eingefallen, der ihm am Morgen des Mordes im Treppenhaus begegnet war. Der nach einer Frau Feldheimer gefragt hatte. Daß das blauhaarige Mädchens so geheißen hatte, hatte er damals nicht gewußt, deswegen hatte er sich nichts dabei gedacht; außerdem hatte er weiß Gott andere Sorgen gehabt.

Natürlich hatten die Kommissare zuerst einmal vielsagende Blicke gewechselt. Kein Wunder, das stank förmlich nach windigen Ausflüchten. Der große Unbekannte, na klar doch. Aber sie hatten nachgefragt in Berlin, und in der Tat, eine Nachbarin, deren Schlafzimmer dank eines architektonischen Schildbürgerstreichs direkt neben dem Flur der Nebenwohnung lag, erinnerte sich, daß jemand Sturm geklingelt hatte an jenem Morgen und nackte Füße durch den Korridor zur Tür huschten und daß geöffnet worden war. Und eine neuerliche, genauere Analyse des Todeszeitpunktes legte nahe, daß Vera Feldheimer zu der Uhrzeit, die in der Taxizentrale vermerkt war als der Moment, in dem der Fahrer von Röbers Taxi seine Fahrt gemeldet hatte, wahrscheinlich noch gelebt hatte. Das genügte, um Röber vorerst auf freiem Fuß zu lassen und die Fahndung auf den Mann mit der grünen Jacke zu konzentrieren.

Ostern 2002 bot das prachtvollste Wetter, das man sich für Feiertage wünschen konnte, doch Röber blieb in der Wohnung, trank zuviel, starrte die Wand an und dachte nach. Und je öfter er die Ereignisse vom Februar durchging, desto mehr Details fielen ihm ein.

Hatte das blauhaarige Mädchen nicht schon in der Kneipe mit einem Mann in grüner Jacke geredet? Hatte sie nicht gesagt, das sei ein Journalist, dem sie die Story von den Außerirdischen, die Professor Schmidt suchte, verkaufen wolle? Viel-

leicht hatte sie sich mit ihm verabredet. Ihm ihre Adresse gegeben. Vielleicht war das der Mann im Treppenhaus gewesen.

Ein Journalist. Vorstellbar war, daß der, um zu verifizieren, was sie ihm erzählte, den Professor anrufen hatte... Gab es da einen Zusammenhang?

Der Gedanke elektrisierte ihn. Er hielt es kaum aus, bis endlich Dienstag war und er in Berlin anrufen konnte. Doch die Stimme einer neuen Sekretärin beschied ihn: »Professor Schmidt ist im Osterurlaub. Noch bis Samstag.«

»Gibt es eine private Nummer? Ich muß ihn dringend sprechen, in einer wichtigen Angelegenheit.« Noch ehe sie antwortete, wußte er, daß es diese Nummer gab, er sie aber nie bekommen würde. »Oder können Sie ihm etwas ausrichten?«

»Wenn's sein muß.«

»Sagen Sie ihm, ich weiß, wer der neue Außerirdische ist. Er soll mich anrufen.«

Ein vielsagendes Seufzen am anderen Ende der Leitung. Sie hielt ihn für übergeschnappt, ganz klar. »Hören Sie, für dumme Scherze habe ich keine...«

»Das ist eine Art Code«, sagte Röber hastig. »Er wird wissen, was gemeint ist. Und es ist wirklich sehr, sehr wichtig; auch für ihn.«

»Außerirdische?«

»Nur ein Codewort. Richten Sie es ihm aus, und Sie behalten Ihren Job, versprochen.«

Es schien ihr an ihrem Job zu liegen, jedenfalls klingelte noch am selben Abend das Telefon. Die vertraute Baßstimme seines Doktorvaters wollte wissen, was denn los sei.

»Sie suchen einen Mann, der aus einem Koma erwacht ist und sich seither für einen Außerirdischen hält«, sagte Röber. »Und ich kenne diesen Mann.«

»Wie kommen Sie auf die Idee, daß ich so jemanden suche?«

»Ihre ehemalige Sekretärin hat es mir erzählt, als ich im Dezember bei Ihnen war. Die verstorbene Frau Feldheimer, wie ich inzwischen erfahren mußte.«

»Ach, ja...« Ein tiefer Atemzug. »Traurige Geschichte, das.« Er zögerte. »Der Mann ist einer Ihrer Patienten, nehme ich an?«

Röber schüttelte den Kopf, eine unsinnige Geste am Telefon. »Erst erzählen Sie mir, was es damit auf sich hat. Warum Sie ihn suchen. Die Hintergründe.«

*

Evelyn Abel sah den Mann, dem sie einst das Jawort gegeben hatte, völlig erschüttert an. Bernhard wußte Bescheid! Ganz ruhig erzählte er seine Geschichte, alles, mit allen unglaublichen Details. Unglaublich selbst vor dem Hintergrund dessen, was sie mit ihm seit seinem Erwachen letzten August mitgemacht hatte.

»Gedanken lesen?« fragte sie schließlich. »Heißt das, du kannst Gedanken lesen?«

»Ich bin mir nicht sicher«, erklärte er und betrachtete seine Hand, die flach auf dem Tisch lag. »Das mit diesem... anderen Mann – es wäre vorstellbar, daß ich das unterbewußt mitbekommen habe. Daß die Gedankenübertragung nur eine schizoide Verarbeitung ist. Aber wenn sich herausstellen sollte, daß Wolfgang Krentz und seine Freunde tatsächlich für den 3. Juni irgendeine Sache planen..., das hätte ich unmöglich auf anderem Wege erfahren können. Das wäre ein Beweis.« Er sah hoch, sah sie mit schmerzvollem Ausdruck an.

Auch ohne Gedanken zu lesen, wußte sie, worum er sie bitten würde.

*

Sie würde nicht kommen. Natürlich nicht. Wahrscheinlich hatte sie ihrem Mann reinen Wein eingeschenkt – bestimmt, schließlich war er vor seinem Haus aufgetaucht, um zu sehen, ob es ihn gab... Deutlicher konnte man es nicht sagen. Sie hatte seiner Erpressung den Boden unter den Füßen weggezogen, ganz einfach. Gerechte Strafe, so nannte man das wahrscheinlich.

Ohne jede Hoffnung und eigentlich nur, weil er es nicht fertiggebracht hatte, das Hotel abzusagen und sich für das Wochenende etwas anderes vorzunehmen, fuhr Wolfgang Krentz am Freitag nach Ostern zum vereinbarten Treffpunkt am Bahnhof und wartete. Leute hasteten an ihm vorbei, gesichtslos, unduldsam, und er stand da wie ein Fels am Rand einer Strömung und fühlte sich auch so. Ab und zu sah er dem Sekundenzeiger der Bahnhofsuhr zu und nahm sich vor, auf keinen Fall länger als eine halbe Stunde zu warten, wenn sie nicht zur verabredeten Zeit kam.

Doch sie kam. Pünktlich.

Er starrte sie an wie eine Erscheinung, unfähig, etwas zu sagen oder zu tun. Nur daß er sich seine Verblüffung auf keinen Fall anmerken lassen wollte, das wußte er. Ungeschickt versuchte er, sie zu küssen, aber sie wehrte ab und bat: »Bedräng mich nicht.«

Also bedrängte er sie nicht. Enttäuscht. Immerhin, man konnte das dahingehend interpretieren, daß sie sich im Lauf dieser Begegnung über etwas klarwerden wollte, und das wiederum mochte heißen, daß es Hoffnung gab. Auf eine gemeinsame Zukunft, im kühnsten denkbaren Fall.

Die Fahrt zum Hotel verlief unangenehm einsilbig, fast schweigend. Evelyn sah aus dem Fenster, betrachtete die Landschaft, die wirklich bemerkenswert war entlang der schmalen Straßen, die sie fuhren, das mußte man zugeben. Bestimmt war es das. Die Schönheit der Gegend überwältigte sie. Genau.

Als sie ankamen, beobachtete er verstohlen, ob sie beeindruckt war, ob sie etwas ahnte von der Mühe, die er sich gegeben hatte, den idealen Ort zu finden. Schwimmbad, Sauna, Wellness hatte der Hotelprospekt versprochen und gefordert: Genießen Sie unberührte Natur auf zahlreichen Wanderwegen durch den angrenzenden Naturpark. Und er hatte sich nicht auf den Prospekt allein verlassen, er war eigens hingefahren zu allen Häusern, die in Frage gekommen waren. Und hatte nicht irgendein Zimmer, sondern die Suite reserviert.

Er bedrängte sie nicht. Sie aßen zu Abend, fürstlich, und er bedrängte sie auch danach nicht.

»Du hast im Schlaf geredet«, sagte sie am nächsten Morgen und musterte ihn durchdringend. »Seltsames Zeug.«

»Schon möglich«, mußte er nach einer Schrecksekunde zugeben. »Ich habe seltsames Zeug geträumt.« Seine Begierden, die unter dünner Fassade schwelenden Sehnsüchte hatten ihn die ganze Nacht durch kafkaeske Labyrinth irren lassen.

»Du hast von Radioteleskopen gebrabbelt und von einem Netz. Und du hast immer wieder ein Datum wiederholt. Den dritten Juni.«

Ein heißer Schmerz entlang der Luftröhre, bis hinab in die Lungen. Unmöglich, daß er davon... unmöglich. »Bloß ein Projekt, das mir im Kopf herumgeht.«

Sie sah ihn an mit einem Blick wie aus Röntgenaugen. »Du vertraust mir nicht, stimmt's? Seit ich dich kenne, hast du nie etwas von dir erzählt. Immer lenkst du ab, wenn das Thema darauf kommt.« Jedes Wort war wie ein elektrischer Schlag. »Du hast zwei Jahre mit mir verbracht, aber du vertraust mir nicht einmal so weit, daß du mir erzählen würdest, was dich die ganze Nacht rotieren läßt wie einen Kreisel.«

Er starrte sie an, mit brennendem Gesicht. Vertrauen. Das war es. Das war der Schlüssel. Sie hatte es intuitiv erfaßt, seinen Makel, hatte die Wunde freigelegt, an der er schon zeit seines Leben litt, ohne daß ihm klargeworden wäre, woran es lag. An

mangelndem Vertrauen. Er mußte vertrauen, um heil zu werden. Er würde ihr alles erzählen, und sie würde bei ihm bleiben.

»Ja«, sagte er, und seine bebende Hand machte Bewegungen in ihre Richtung, als sei es nötig, Evelyn zu beschwichtigen. »Du hast recht, entschuldige. Ich erzähl' dir alles.«

Es brauchte eine Weile, ehe sich die Worte einstellten, etwas zu erklären, was so lange so sorgsam gehütet worden war. »Am 3. Juni 2002, also in ungefähr zwei Monaten, werden die großen Radioteleskope überall auf der Welt ein schwaches Signal aus dem Weltraum auffangen, das eindeutig künstlichen Ursprungs ist und damit der Beweis, daß es intelligentes außerirdisches Leben gibt. Diese Nachricht dürfte erst einmal alles andere – Nahost-Krise, Kirch-Pleite, Arbeitslosigkeit – aus den Schlagzeilen verdrängen. Aber dann wird man die Botschaft entschlüsseln, die in dem Signal enthalten ist. Und herausfinden, daß die Außerirdischen der Menschheit feindlich gesinnt sind.«

»Was ist das?« fragte Evelyn Abel. »Ein neuer Kinofilm?«

»Die Wirklichkeit. Das 21. Jahrhundert. Wahrscheinlich wird es schon am 4. Juni in der Tagesschau kommen. Das Project Phoenix, der Nachfolger des SETI-Projekts, hat die Regel aufgestellt, daß die Entdeckung eines Signals, das von einer außerirdischen Zivilisation stammen könnte, unverzüglich veröffentlicht werden muß.«

»Du hast nie erwähnt, daß du Hellseher bist.«

Seine Hände bewegten sich über die Bettdecke, auf vergeblicher Suche nach Zigaretten. »Das hat mit Hellsehen nichts zu tun. Man wird das Signal mit Radioteleskopen überall auf der Welt empfangen, schwach, aber eindeutig, mehrere Stunden lang. Bloß wird es in Wirklichkeit kein Signal geben.«

Es war eine absurde Situation, fand Evelyn Abel. Hier lag sie, halbnackt, in einem viel zu weichen Hotelbett, mit der Aussicht auf eine sonnenbeschienene, viel zu liebliche Landschaft und ein viel zu üppiges Frühstück, neben ihrem Liebhaber, nicht nur

mit Wissen und Billigung, sondern sogar auf Drängen ihres Mannes, der seit einem halben Jahr behauptete, ein Wesen von einem anderen Stern zu sein – und mußte sich schon wieder außerirdischen Kram anhören! »Ich verstehe ehrlich gesagt kein Wort. Wie kann ein Signal aufgefangen werden, das es nicht gibt?«

»Das ist es gerade, was ich dir erklären will. Wenn du dich in der Welt umschaust, was siehst du? Menschen, die Krieg um ein paar Quadratmeter Wüstensand führen. Menschen, die andere in die Luft sprengen, weil die einen anderen Gott anbeten. Menschen, die ganze Landstriche verheeren, um den Börsenkurs eines Unternehmens zu steigern. Der reine Wahnsinn, wohin man blickt. Wir brauchen dieses Signal, dringend. Wir brauchen feindliche Außerirdische, weil nur das uns dazu bringen wird, aufeinander zuzugehen und zusammenzuarbeiten, statt uns zu bekämpfen.«

Sie sah ihn an, Ewigkeiten, wie es ihr vorkam, und begriff, daß ihm todernt war damit. »Ein Schwindel. Das Signal wird ein Schwindel sein.«

Er nickte beklommen. »Es ist über vierzig Jahre her, seit Frank Drake mit dem Green Bank Observatorium das erste Mal nach Signalen außerirdischer Zivilisationen gesucht hat. Wir haben es satt, zu warten. Wir haben beschlossen, das Signal zu erzeugen.«

»Wer ist wir?«

»Wir sind zu viert. Wir kennen uns seit der Schule. Einen kennst du. Yves Lehmann, der ehemalige Chef deines Mannes. Seine Firma ist heute Weltmarktführer für bestimmte Komponenten, die man in hochpräzisen Steuerungsanlagen braucht. Die werden in allen möglichen Anlagen verwendet, von Verpachungsstraßen bis hin zu Fertigungsanlagen für Mikroprozessoren, aber worauf es ankommt, ist, daß sie in alle großen Radioteleskope der Welt eingebaut sind, ausnahmslos. Diese Komponenten – und die Software dazu.«

Sie glaubte zu begreifen. »Ihr wollt deren Computer manipulieren.«

»Ja. Das heißt, nein. So einfach ist das nicht. Die Leute in verschiedenen Observatorien setzen unterschiedlichste Computer und Software ein. Zum Teil schreiben sie die Programme selbst. Da kann man nichts manipulieren, ohne daß es auffiele.«

»Aber wie macht ihr es dann?«

»Über die Steuerung. Für Radioteleskope ist es entscheidend, Neigung und Ausrichtung der Antenne auf Bruchteile von Grad genau bestimmen zu können. Außerdem braucht man die genaue Zeit, die Atomzeit am besten. Erst anhand von Zeit und Ausrichtung kann man errechnen, von welchem Punkt am Himmel die Signale stammen, die man gerade empfängt. Deswegen ist die Steuerung der Mechanik überall in das Auswertesystem integriert.«

Evelyn dachte nach. War das logisch? Nein. »Die Steuerung sagt, wohin die Antenne zeigt. Aber sie hat keinen Einfluß darauf, was sie empfängt, oder?«

»Theoretisch ja. Würde auch jeder unterschreiben. Bloß ist es in heutigen Computersystemen so, daß alles miteinander verzahnt läuft und keiner richtig durchblickt. Für die Steuerung gibt es sogenannte Treiberprogramme, so ähnlich, wie wenn du bei einem PC, sagen wir, ein CD-ROM-Laufwerk einbaust. Und Lutz – auch einer von uns, ein Programmiergenie – hat einen Weg gefunden, über eine den meisten völlig unbekannte Schnittstelle zusätzliche Daten in die Systeme einzuspeisen, die aussehen wie empfangene Signale. Alle Funktionen, die dazu notwendig sind, hat er in den Treibern der Steuerung versteckt. Und weil ein Internetanschluß für ein Radioteleskop obligatorisch ist, schon allein um die Atomzeit zur Verfügung zu haben, kann er mit jedem einzelnen dieser Programme kommunizieren.«

»Ihr könnt also irgendwas ins Internet geben, und es wird so aussehen, als würde man es aus dem Weltraum empfangen?«

»Genau.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das klappt doch nie im Leben. Ich meine, andere Leute sind auch nicht blöd. Wieso sollen die das nicht merken?«

»Wie denn? Du siehst Radiosignale ja nicht. Du brauchst einen Empfänger dazu. Und alle Empfänger, die empfindlich genug sind, um das Signal zu empfangen, haben wir unter Kontrolle.« Er machte eine Handbewegung, als wolle er sämtliche Gegenargumente beiseite wischen. »Das wird folgendermaßen ablaufen. Wir deponieren ein paar Tage vorher entsprechende Datenpakete in allen Systemen. Per Fernüberwachung erfahren wir, welches Teleskop auf welchen Punkt am Himmel gerichtet ist. Sobald eines auf den fiktiven Sendepunkt zeigt, geben wir das Startsignal, und ab da läuft alles ohne uns ab. Das erste Observatorium entdeckt das Signal; unweigerlich, denn die entsprechenden Computersysteme überwachen Milliarden von Frequenzen gleichzeitig, filtern heraus, was nicht natürlichen Ursprungs ist, und geben Alarm, wenn sie etwas entdecken. Man telefoniert mit anderen Observatorien und bittet um Bestätigung. Die schwenken ihre Schüsseln herum und richten sie auf denselben Punkt am Himmel. Aber in deren Systemen ist unser Virus auch schon aktiv, dank Atomzeit absolut synchron laufend, und in dem Moment, in dem die Steuerung die richtigen Himmelskoordinaten anpeilt, werden die angeblich empfangenen Signale an die Empfänger weitergeleitet.« Er wirkte zufrieden. »Die perfekte Illusion.«

Evelyn ließ sich das alles durch den Kopf gehen. Bernhard hatte also recht gehabt, Wolfgang und seine Freunde planten tatsächlich etwas für den 3. Juni. Etwas absolut Verrücktes. So verrückt, daß es womöglich sogar klappen würde.

»Aber was«, fragte sie schließlich, »wollt ihr eigentlich senden?«

*

Der Himmel über Dortmund war grau und gestaltlos an jenem 13. April, einem Samstag, an dem es wohl nirgends in Deutschland anders aussah. Der Taxifahrer am Bahnhof verzog das Gesicht, als Jürgen Röber das Fahrziel nannte, den Alten Markt – eine Regung, die nachvollziehbar wurde, als der Wagen nach wenigen Minuten Fahrt an einem von Brauereigaststätten umringten Platz hielt und die Taxameteranzeige noch nicht einmal den einstelligen Bereich ernsthaft ausgeschöpft hatte. Röber stieg aus, gab ein für die Verhältnisse eines Klinikarztes großzügiges Trinkgeld und schritt auf das verabredete Lokal zu.

»Nicht am Telefon«, hatte Professor Schmidt beharrt. Soweit Röber wußte, glaubte sein ehemaliger Doktorvater herausgefunden zu haben, daß alle elf Jahre ein Mann aus einem längeren Wachkoma erwachte und der Überzeugung war, ein Außerirdischer zu sein, der einen menschlichen Körper quasi übernommen hatte. Na schön. Eine halbwegs brauchbare Story für eine Folge von Akte X vielleicht, aber kaum etwas, über das man am Telefon nicht reden durfte.

Der Professor war schon da, an einem kleinen Tisch, der für vertrauliche Gespräche gut gewählt war. »Meine Schwester wohnt hier in Dortmund«, erklärte er zur Begrüßung und reichte ihm die bereitliegende Speisekarte. »Das heißt, ich muß heute abend noch die Kondition für ein vorzügliches Essen mitbringen; deshalb bleibe ich bei einem Glas Wein. Aber Sie sind selbstverständlich eingeladen.«

Also hieß es auswählen und bestellen, und als Röbers Bier kam, war schon klar, daß sein alter Lehrer nicht die Absicht hatte, ihn in die Hintergründe seiner rätselhaften Suche einzuweißen. »Ich kann Sie nur dringend bitten, mir einen Kontakt zu dem Mann zu verschaffen. Und keine weiteren Fragen zu stellen, in Ihrem eigenen Interesse.«

Röber traute seinen Ohren nicht. »Sie erwarten im Ernst, daß ich den ganzen Weg hierher auf mich nehme, nur um Ihnen

etwas zu sagen, das ich Ihnen genausogut am Telefon hätte sagen können? «

Der Professor nahm geradezu andächtig einen Schluck Wein. »Ich bitte Sie, mir zu vertrauen. «

»Dazu muß ich mehr erfahren, tut mir leid. «

»Ich könnte es Ihnen erklären«, sagte der ältere Mann, »aber Sie würden mich eines Tages dafür verfluchen. «

»Das, was ich weiß, hat mir ein Mädchen gesagt, das einmal als Sekretärin für Sie gearbeitet hat und das kurz danach ermordet wurde. Meinen Sie das?« Röber merkte, daß er sich in Rage redete. »Oder meinen Sie den Umstand, daß ich als Tatverdächtiger gelte? Nicht mehr als Hauptverdächtiger, immerhin, aber verdächtig genug, daß ich mir die Fahrt hierher auf der nächstgelegenen Polizeidienststelle genehmigen lassen mußte. Denken Sie nicht, daß ich ein Recht habe, zu erfahren, was gespielt wird, wenn ich schon eine der Spielfiguren bin? «

Sein ehemaliger Professor starrte in sein Weinglas, als lägen auf dessen Grund die Antworten auf alle Fragen. »Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Entweder ich irre mich, dann ist es unerheblich, ob Sie Einzelheiten meines Irrtums erfahren. Oder ich habe recht. Aber in dem Fall wissen Sie eigentlich schon zuviel, Jürgen. Sie haben bloß noch nicht die richtigen Schlußfolgerungen gezogen. «

»Haben Sie etwas mit der Ermordung des Mädchens zu tun? «

»Nein. «

Röber musterte den alten Wissenschaftler mißtrauisch. »Ich weiß nicht, ob ich Ihnen glaube«, bekannte er schließlich. »Aber mir wird immer klarer, daß ich auf keinen Fall nachgeben werde. Entweder Sie verraten mir, was es mit all dem auf sich hat, oder Sie erfahren den Namen des Mannes nicht, den Sie suchen. «

»Ich finde ihn irgendwann auch ohne Sie. «

»Schön. Dann machen Sie es ohne mich. «

»Jürgen...« Es klang beschwörend. Röber erwartete fast, daß der Professor ihm die Hand auf den Arm legen würde, aber das tat er nicht, sondern beließ es bei einem eindringlichen Blick. »Wir haben es hier mit einem Phänomen zu tun, das eines Tages die perfekte Waffe sein könnte. Nicht irgendeine Waffe, sondern die absolute, die endgültige Waffe. Ist es wirklich Ihr Ehrgeiz, Mitwisser eines solchen Geheimnisses zu werden? Ein einziger Fehler, und Ihr Name wird für den Rest der Menschheitsgeschichte zum Synonym für den Lebhaftigen. Wollen Sie das?«

Röber erwiderte den Blick unwillig. »Ich habe mein Angebot gemacht. Es liegt bei Ihnen.«

»Ich muß darüber nachdenken«, sagte Professor Schmidt, stand auf und legte einen Fünzfzigeuroschein auf den Tisch. »Genießen Sie Ihr Essen. Ich melde mich. Und das nächste Mal komme ich zu Ihnen.« Damit ging er.

Jürgen Röber sah ihm verdutzt nach und konnte nicht anders, als den Kopf zu schütteln und den Tag abzuschreiben. Wenigstens kam sein Essen und sah gut aus.

Nach einer Weile, noch während er versuchte, seine Gedanken zu ordnen, hörte er, daß am Nebentisch über Außerirdische gesprochen wurde. Fünf Männer, die bunte Namensschilder auf der Brust trugen und selber nicht ganz von dieser Welt zu sein schienen.

Er schloß die Augen, atmete tief durch und öffnete sie wieder. Sie waren immer noch da. Das Gespräch drehte sich inzwischen um Zeitreisen.

Es ging nicht anders. Er mußte fragen. Ihren bereitwilligen Antworten entnahm er, daß sie Teilnehmer eines Science-fiction-Kongresses waren, der an diesem Wochenende in Dortmund stattfand, ganz in der Nähe übrigens, wie sie ihm versicherten.

»Danke«, ächzte Röber, sank zurück und winkte der Kellnerin. »Zahlen bitte.« Nichts wie weg hier.

Da der Wetterbericht für den 1. Mai kaum Hoffnung ließ, verlegte Yves Lehmann das Grillfest in den Wintergarten. Und da gerüchteweise zu hören war, Wolfgang's Geliebte habe endgültig mit ihm Schluß gemacht, lud er, um ihn nicht mit heilem Familienleben zu quälen, kurzerhand die anderen mit dazu. So wurde das Grillfest zur letzten Lagebesprechung der Verschwörung.

Es verlief, wie alle Grillfeste verlaufen: Zuerst konnte es niemand erwarten, bis die Steaks soweit waren, und die Frauen scheuchten jeden vom Büffet, der von den Salaten oder dem Baguette stibitzen wollte. Dann, endlich, ging es los, die ersten Bissen, himmlisch, wohliges Seufzen in der Runde... Und im Handumdrehen lehnten sich die ersten satt zurück, blieben Reste auf den Tellern, wurde abgewinkt, wenn Yves mit weiteren Steaks ankam oder seine Frau mit einem Salat, von dem ›noch so viel übrig‹ war. Statt dessen teilte Lutz die ersten Verdauungsschnäpse an die wohligh vollgefressene Runde aus, und man redete über dies und das. Nur nicht über das Projekt.

»Habt ihr die französischen Präsidentenwahlen verfolgt?« fragte Yves, dessen Familie traditionell Verbindungen nach Frankreich hatte.

»Da sind heute irgendwelche riesigen Demonstrationen, oder?« meinte Lutz. »Ich habe aber nicht verstanden, worum es geht.«

»Die bürgerlichen und linken Lager waren so zerstritten, daß im ersten Wahlgang keiner ihrer Kandidaten genug Stimmen bekommen hat, um gegen den amtierenden Präsidenten anzutreten. Statt dessen steht nun Le Pen gegen Chirac zur Wahl«, erklärte Yves. »Und Le Pen, das ist ein echter Rechtsextremer. Die Todesstrafe wieder einzuführen, den Euro wieder abzuschaffen und die Grenzen wieder zu schließen sind noch die harmlosen Punkte aus seinem Programm.«

»Laß mich raten«, meinte Peter Eisenhardt. »Alle Gruppen, die vorher zerstritten waren, sind sich jetzt auf einmal völlig einig.«

»Aber wie. Millionen gehen heute auf die Straße. Le Pen in der Stichwahl, das ist so, als hätte die NPD die Grünen und die FDP gleichzeitig aus dem Bundestag verdrängt. Eine Katastrophe ante portas.«

Peter schmunzelte in die Runde. »Kommt nur mir dieses Prinzip wunderbar bekannt vor?«

So zogen sich die Männer satt und hochgestimmt schließlich in Yves' Arbeitszimmer zurück. Verriegelten die Türen. Sagten den Schwur auf, der sie unglaubliche 28 Jahre lang begleitet hatte. Was werden wir vollbringen in unserem Leben? Die Menschheit zu einen und Frieden auf Erden. Aus welchen drei Gründen werden wir's schaffen? Weil verschwiegen wir sind und einig und schlau. Niemand sah, daß Wolfgang dabei unmerklich das Gesicht verzog.

»Also, das wird das Signal«, sagte Peter Eisenhardt, zog eine Cassette aus der Tasche und schob sie in einen bereitstehenden Rekorder. »Lutz weiß natürlich schon Bescheid, weil er vorgestern meine Daten in dieses, hmm, akustische Ereignis umgewandelt hat.« Er drückte die Abspieltaste.

Dumpf brummendes Rauschen, wie Rush-hour in einem endlos großen Tunnel, in Wirklichkeit aber die vielfach verstärkte, ungefilterte kosmische Hintergrundstrahlung. Plötzlich, leise, kaum zu vernehmen, ein heller Ton, zweimal kurz hintereinander. Pause. Dann ein zweiter, etwas tieferer Ton, dreimal. Pause. Wieder der erste, helle Ton, fünfmal.

»2, 3, 5, 7, 11, 13, 17... Die Primzahlen«, erläuterte Peter, als hätten sie das nicht schon hundertmal diskutiert. »Der ideale Weg, um Intelligenz zu signalisieren, weil kein natürlicher Prozeß denkbar ist, der Primzahlen erzeugen könnte.« Er stoppte die Wiedergabe und spulte die Cassette vorwärts.

»Es geht nicht darum, Intelligenz zu signalisieren, sondern Bedrohung«, maulte Yves. »Wir brauchen einen intergalaktischen Le Pen. Unser Plan macht keinen Sinn, wenn sich nachher alle bloß sagen, ›Klasse, endlich wissen wir, daß da draußen Brüder im Geiste leben, hurra‹, und ansonsten alles weitergeht wie gehabt.«

Eisenhardt schmunzelte. »Der Teil, den du meinst, hört sich so an.« Er schaltete zurück auf Wiedergabe. Die Charakteristik des Signals hatte sich verändert. Helle und dunkle Töne erklangen dicht hintereinander in wirrer, sinnlos scheinender Folge, immer wieder unterbrochen von kurzen Pausen. Es klang wie titatitititititita tatititatatatati, ein endloses irres kosmisches Morsesignal.

»Es dauert zunehmend länger zwischen den Pausen«, stellte Wolfgang fest. Als Radioastronom besaß er ein in dieser Hinsicht geübtes Gehör.

Peter nickte zufrieden. »Genau. Die Vorführung der Primzahlen endet mit 2141. Nach einer etwas längeren Pause folgen genau 2141 Datenblöcke, die erst kurz sind, dann immer länger werden, bis exakt in der Mitte, als 1071. Block, eine Sequenz von ebenfalls 2141 Bits kommt. Danach nimmt die Länge der Blocks wieder ab. Der letzte Block ist genauso lang wie der erste.« Er reichte Wolfgang ein Schaubild der Blocklängen. »Was sagt der Fachmann? Ist das eine Botschaft? Und wie mag sie zu verstehen sein?«

»Klingt wie die zeilenweise Übertragung eines Bildes. Aber der Beschreibung nach ist es kein rechteckiges Bild, sondern... was? Ein kreisförmiges?« Der Radioastronom, der in seinem Leben noch nie an einem SETI-Projekt teilgenommen, aber alles gelesen hatte, was es an Literatur darüber gab, starrte grübelnd auf das Papier. »Oder eine Kugel. Genau! Man kann das zu einer Kugel zusammensetzen.«

»Der Kandidat hat hundert Punkte.« Eisenhardt schob eine Diskette in Yves' Computer. »Wenn man genau das tut – die

einzelnen Linien räumlich zusammenzusetzen –, erhält man ein kugelförmiges Bild.«

Das Laufwerk schnurrte. Dann erschien auf dem Bildschirm, was der Welt demnächst als Botschaft Außerirdischer namenlose Furcht einjagen sollte.

»Stellt euch vor, was am 3. Juni geschehen wird«, sagte Peter Eisenhardt und bewegte die Maus hin und her, was die Kugel auf dem Bildschirm dazu veranlaßte, sich entsprechend zu drehen. »Und ihr müßt es euch vorstellen, denn keiner von uns wird dabeisein, wenn es geschieht. Wie alle anderen werden auch wir nur aus dem Fernsehen erfahren, wie es gewesen sein wird, dabeizusein, als die Signale aus dem All empfangen wurden, die erste eindeutige Botschaft außerirdischer Wesen. Wie lange wird es dauern, sie zu entschlüsseln? Nicht lange. Hunderte hochintelligenter Leute werden sich darüber hermachen, voller Begeisterung. Ein paar Stunden, mehr nicht. Sie werden die Signale zusammensetzen, genau wie es dieses Programm hier tut, und dann werden sie fassungslos vor ihren Computern sitzen und – das hier sehen.«

Seine drei Mitverschwörer taten nichts anderes. Sie saßen da und starrten den Computerbildschirm an.

»Ein Globus«, meinte Wolfgang Krentz schließlich. »Die Botschaft besteht aus einem grobgezeichneten Erdatlas.«

Yves Lehmann blinzelte. »Und was ist der Witz dabei? Was sagt das aus? ›Seht her, wir sind schon mal dagewesen? Wir kennen euren Planeten, während ihr nicht mal weißt, wer wir sind?‹«

Eisenhardt ließ die Maus los, so daß die Kugel stehenblieb. Es war in der Tat die Erdkugel, auf der dicke schwarze Linien die Umrisse der Kontinente zeigten. »Das sagt es aus, ja, aber der eigentliche Witz ist das, was du siehst, wenn du ganz genau hinschaust.«

Sie schauten ganz genau hin. Zwischen den dicken verliefen zahlreiche dünne Linien, die jedoch weder die Grenzen der

Nationalstaaten noch sonst irgendwelche bekannten Strukturen nachzeichneten. Nordamerika etwa schnitten sie in eine Vielzahl ungleichmäßiger, länglicher, teilweise von der Nordgrenze Kanadas bis nach Mexiko durchlaufender Streifen. Europa war in drei ungleich große Zonen unterteilt, ohne Rücksicht auf existierende Staatsgrenzen. Asien bot den Anblick eines Flickenteppichs, wie ihn kein Atlas je so ähnlich gezeigt hätte. Und so weiter.

Und jedes der durch die dünnen Linien gebildeten Territorien war mit einem kleinen, fremdartig anmutenden Symbol versehen. Manche dieser Symbole wiederholten sich. Es gab zum Beispiel drei annähernd kreisförmige Gebiete, eines in Südamerika, ungefähr auf der Höhe von Kolumbien, eines mitten in Ägypten und eines an der Ostküste Chinas, in deren Zentrum jeweils das gleiche Symbol prangte. Manche Symbole waren klein und einfach, andere groß und kompliziert, doch keines davon ähnelte irgendeinem bekannten Zeichen.

»Die Teilungslinien«, erklärte Peter Eisenhardt, »folgen keinerlei geographischen Gegebenheiten. Darauf habe ich sorgsam geachtet. Sie sind auch zum größten Teil auffallend gerade, was ihren willkürlichen Charakter unterstreicht. Noch mehr Mühe habe ich mir mit den Symbolen gegeben. Ich habe wochenlang in allen erreichbaren Bibliotheken geforscht, um sicherzustellen, daß keines davon einem Schriftzeichen irgendeiner irdischen Sprache ähnelt oder einem Herrscherwappen oder dergleichen. Alles neu erfundene Zeichen. Anbei bemerkt, eine ganz schön schwierige Aufgabe: an die hundert Zeichen zu erfinden, die es noch nicht gibt.«

Yves lehnte sich bedächtig zurück, verschränkte die Arme vor der Brust und begann, sachte zu nicken. »Schlau«, meinte er mit anerkennendem Lächeln. »Wirklich ganz schön schlau.«

»Er ist eben ein kreativer Bursche, unser Peter«, grinste Lutz.

Nur Wolfgang schüttelte sichtlich ratlos den Kopf. »Tut mir leid. Ich stehe auf der Leitung. Ich begreife nicht, was das bedeutet.«

Eisenhardt sah den alten Schulfreund überrascht an. Aber es schien ihm in gewisser Weise zu gefallen, jedenfalls lehnte er sich genüsslich grinsend auf seinem Stuhl zurück, fuhr mit der Hand über das dünn gewordene Haar und sagte: »Eigentlich bedeutet es natürlich nichts. Jedenfalls habe ich mir viel Mühe gegeben, damit es nichts bedeutet. Der springende Punkt ist, daß dieses Bild alles mögliche bedeuten könnte.«

»Ja, und?«

Der Schriftsteller faltete die Hände und grinste nun geradezu hinterhältig. »Stell dir einfach dieses Bild vor, projiziert auf eine große Leinwand im Nato-Hauptquartier. Stell dir Ausdrücke davon vor, ausgehändigt an eine Handvoll Leute, die im Oval Office zusammen mit dem amerikanischen Präsidenten um den Tisch sitzen und beratschlagen müssen, was von dieser Botschaft aus dem Weltall zu halten ist. Wie wird dieses Bild auf sie wirken? Wie muß es für sie aussehen?«

Begreifen trat in Wolfgangs Gesicht. »Als würden Außerirdische eine Invasion der Erde planen«, nickte er. »Und als hätten sie die künftigen Besitztümer schon unter sich verteilt.«

Seine drei Mitverschwörer grinsten begeistert.

»Genau«, sagte Eisenhardt. »Und ein Bild ist stärker als tausend Argumente. Diese Idee wird aufkommen, und niemand wird imstande sein, sie zu entkräften – wie denn auch? Von dem Augenblick an, in dem dieses Bild, die Botschaft aus dem All, um die Welt geht, wird es den Menschen gruseln vor dem, was da draußen lauert mag. Sie werden es nicht zugeben. Sie werden sich dessen vielleicht nicht einmal bewußt sein. Aber sie werden sich fürchten – und anfangen zusammenzurücken.«

*

Bernhard Abels Denken und Tun klafften auseinander in diesen Wochen, so drastisch wie selten zuvor. Seine Gedanken drängten ihn, etwas zu tun, zu handeln, sich in Bewegung zu setzen – den Mann im roten Parka aufzuspüren, etwa. Doch was er tat, war, jeden Tag in die Bücherei zu gehen, sobald sie öffnete, dort zu lesen wie im Rausch, zwischen den Regalen umherzuwandern, aufs Geratewohl nach Büchern zu greifen, darin zu blättern, sie zurückzustellen, weiter zum Katalog, Bücher aus dem Archiv bestellen, lesen wie unter Drogen, sogar zu essen vergaß er oft. Abends mußte ihn regelmäßig eine der Angestellten auf die nahende Schließung ansprechen, damit er wieder ging, nicht ohne einen Stapel Bücher für den Abend. Er las über den Wilden Westen, die Indianerkriege und die Eroberung Mittelamerikas durch Cortez. Er las über Seuchen, Impfstoffe und den Kampf gegen die Pocken. Er las über die Weltkriege, studierte Schlachtpläne, vertiefte sich in Bilder aus den Konzentrationslagern. Und dabei hatte er keine Ahnung, was ihn eigentlich antrieb, wußte nur, daß da etwas in ihm war, das ihn drängte und anstachelte, ein Fieber des Geistes. Er wußte nur, daß die Zeit verrann und jede verstrichene Minute unwiederbringlich war. Ihm war, als müsse er, ehe es zu spät war, die Antwort finden auf eine Frage, die er überhaupt nicht kannte.

Evelyn machte sich Sorgen, das spürte er. Er versuchte, sie teilhaben zu lassen an dem, was in ihm vorging, aber das gelang nur unvollkommen. Die Zeit! Er mußte lesen, Antworten finden, ein schweres Problem lösen. Er. Niemand anderes.

Doch am Abend eines sonnigen Maitages, während die Nachrichten von dem bevorstehenden Besuch des amerikanischen Präsidenten in Berlin berichteten, war ein Punkt völliger Erschöpfung erreicht. Abel ließ das Buch, das er in der Hand hielt, achtlos auf den Boden fallen und sagte, ohne sich etwas dabei zu denken, zu seiner Frau: »Wenn ich wenigstens wüßte, wie dieser Mann heißt, der im November hier war! Der Mann im roten Parka. Bestimmt kennt der zumindest die Frage!«

Evelyn warf ihm einen ihrer besorgten Blicke zu. »Ich verstehe zwar nicht wirklich, was du meinst, aber wie der Mann hieß, kann ich dir sagen.«

Abel starrte sie fassungslos an. »Wie bitte?«

»Ich war damals, kurz vor Weihnachten, bei Dr. Röber, und er hat mir gesagt, daß der Mann Pallens hieß, Armin Pallens.«

»Ach. Und wieso hat er mir nicht...?« Er hielt inne, spürte, wie alles in ihm sich auf ein neues Ziel ausrichtete. »Armin Pallens? Damit sollte man was anfangen können.«

Evelyn musterte ihn eine Weile, doch als er nichts mehr sagte, sondern in Nachdenken versank, wandte sie sich wieder dem Fernseher zu.



Herr Lembeck, der Geschäftsführer der Brückenkopfklunik, pflegte einmal im Monat einen Rundgang durch wechselnde Bereiche des Hauses zu machen. Dieses Ritual war unter der Belegschaft das gefürchtetste, weil es jedesmal unweigerlich einen Schwall von E-Mails, Aktennotizen und Anschläge am Schwarzen Brett nach sich zog.

Diesmal war er auf die Idee verfallen, den Keller des Nebengebäudes zu inspizieren. »Was für ein Geschäft betreiben wir denn hier nebenbei, ein Möbellager?« fauchte er, als er in den Raum neben dem Heizkeller kam, der, da trocken und nicht anderweitig verplant, bislang so überaus praktisch gewesen war.

»Das sind Sachen, die von der Renovierung übriggeblieben sind«, erklärte Irene Kocic, die beim Loseziehen im Stationszimmer verloren und Herrn Lembeck deshalb hatte begleiten müssen.

»Von der Renovierung, aha. Und wann war die, wenn man fragen darf? Muß vor meiner Zeit gewesen sein.«

»Ich glaube, 1998.« Schwester Irene seufzte. »Im November.«

»Reizend. Und seither steht dieses Gerümpel hier herum?« Der untersetzte Mann machte ein paar staubige Schranktüren auf. »Die sind nicht mal ganz ausgeräumt worden, also wirklich.« Er zog ein ehemals weißes Hemd hervor, das nach vier Jahren Kelleraufenthalt nur noch als Vorher-Requisit für eine Waschmittelwerbung taugte, und hielt es der Krankenschwester unter die Nase. »Da. Hat doch sicher mal einem Patienten gehört, oder?«

Sie nahm es entgegen und betrachtete es. Das Monogramm auf der Brusttasche kannte sie. Es waren nicht viele Leute hier gewesen, deren sämtliche Kleidungsstücke Monogramme getragen hatten. »Das muß ein Hemd von Herrn Abel sein«, sagte sie. »Der letztes Jahr aus dem langen Koma...«

»Ich weiß, wen Sie meinen. Packen Sie's ein, geben Sie's an die Verwaltung, die sollen es ihm schicken.« Eine wedelnde Handbewegung, die die Schränke und Regale meinte. »Und das kommt auch alles weg. Leerräumen, und dann wird der Sperrmüll verständigt.«

Irene Kocic wendete das widerlich müffelnde Kleidungsstück unschlüssig hin und her. »Ich weiß nicht. Sollen wir's nicht lieber wegwerfen? Schauen Sie, hier sind lauter Blutflecke, die kriegt man nicht mehr raus. Und jemand hat was mit Kugelschreiber in die Manschette gekritzelt.«

Sie betrachteten die Innenseite der linken Manschette. In kackeligen, flüchtigen Buchstaben stand da: »K0-airin«.

Lembeck befühlte den Stoff. »Ach was. Das ist ein sündhaft teures Hemd, allerbeste Qualität. Einmal in die Wäscherei, und es ist wieder wie neu. Schicken Sie's ihm, der freut sich bestimmt.« Er musterte die Notiz noch einmal. »Was das wohl heißt? Wie eine Telefonnummer sieht es jedenfalls nicht aus.«

*

»Saudi-Arabien«, sagte Lutz Feidler kopfschüttelnd. »Das sind für mich Scheichs und Erdöl. Daß die auch Fußball spielen, will mir schwer in den Kopf.«

»Weil du ein Banause bist«, versetzte Yves Lehmann und stellte die Sprudelflaschen härter ab als nötig. Kurz vor halb zwei am Nachmittag war ihnen noch nicht nach Bier zumute. »Saudi-Arabien war dreimal Asienmeister. Ich will ja nichts gegen unsere Jungs sagen, aber ich würde nicht auf ihren Sieg wetten.« Auf dem Bildschirm liefen die üblichen Präliminarien eines WM-Spiels ab. Die Kommentatoren redeten sich warm. »Ich wundere mich überhaupt, daß du gekommen bist. Ich meine, Fußball hat dich doch noch nie interessiert.«

Lutz sank tiefer in den Sessel. »Ja, ja. Vielleicht Erinnerst du dich flüchtig, daß übermorgen der Tag aller Tage ist. Bis dahin will ich einfach noch ein bißchen Normalität genießen, weiter nichts.« Er griff in die Schale mit den Salzbrezeln. »Ich hoffe bloß, unsere Außerirdischen können sich überhaupt gegen den allgemeinen Fußball-Wahn durchsetzen.«

»Kam mir neulich auch, daß wir uns da einen ziemlich dummen Termin ausgesucht haben«, nickte Yves. Sie konnten ungestört reden, seine Frau war mit den Kindern ins Hallenbad geflüchtet. Das entweder schön leer oder voll anderer WM-Flüchtlinge sein würde. »Ich nehme an, das läßt sich aber jetzt nicht mehr verschieben?«

Lutz sah ihn an wie einen Wahnsinnigen. »Also, Yves, ehrlich – allein für die Frage verdienst du zehn Stockhiebe. Alle Datenpakete sind berechnet, und zwar für die Sternkonstellationen vom 3. Juni 2002. Und sie sind plazierte. Es gibt kein Zurück und kein Verschieben. Das Ding wird am Montag durchgezogen, oder wir müssen wieder ganz von vorne anfangen.« Er griff nach einer Sprudelflasche und drehte den Verschuß auf mit einer Bewegung, als drehe er wehrlosem Geflügel den Hals um. »Worin wir ja Übung hätten, nicht wahr?«

Das war eine alte und, wie Yves fand, nutzlose Diskussion. »Bernhard Abel war ein sagenhaft guter Programmierer«, sagte er einfach. »Vor seinem Schlaganfall zumindest. Nur deswegen habe ich ihn eingestellt. Weil er ein guter Programmierer war und wir einen guten Programmierer brauchten. Was hätten wir denn tun sollen? Ihn einweihen?«

»Ihm die Pistole auf die Brust setzen, damit er das verdammte Paßwort herausrückt.« Lutz winkte ab. »Ach, vergiß es. Es regt mich einfach immer noch maßlos auf, daß er uns so hereinlegen konnte. Mich vor allem. Ich hätte merken müssen, daß er falsche Sourcecodes auf dem Server hinterlegt.«

Yves sagte nichts, und so glotzten sie eine Weile schweigend auf die Mattscheibe, wo gerade die Spieler der saudi-arabischen Mannschaft und ihre Eigenheiten besprochen wurden.

»Sag mal«, meinte Lutz dann, »die Terroristen vom World Trade Center kamen doch auch zum größten Teil aus Saudi-Arabien, oder? Komisch, daß davon praktisch nie die Rede war, findest du nicht?«

»Ach, komm. Ich hab jetzt keine Lust, mir über sowas den Kopf zu zerbrechen. Jetzt ist Fußball, okay?« Aber nun war sie schon wach, die Erinnerung an das World Trade Center und das letzte Essen mit Bernhard Abel dort, als der zwischen Hauptgericht und Dessert anfang, ihn zu erpressen. Mit leiser Stimme erzählte, wie er dahintergekommen war, daß ihre Steuerungssoftware Funktionen enthielt, die mit Steuerung nicht das geringste zu tun hatten. Wie er offenbarte, daß er den Zugang zu dem System, das sie in mühevoller Arbeit aufgebaut hatten, mit einem Paßwort gesichert hatte, das nur er kannte.

›Was wollen Sie? Geld?‹ hatte Yves schließlich gefragt, nach einem, wie es ihm vorkam, endlos langen Moment des Entsetzens. In der Rückschau kam ihm Abels Reaktion darauf unsinnig heftig vor. Zum ersten Mal fragte er sich, was Abel eigentlich gefunden zu haben geglaubt hatte.

»Wollen Sie mich beleidigen? Denken Sie, ich merke nicht, vor was für einer gigantischen Sache ich da stehe? Ja, allerdings, Sie werden zahlen – vor allem aber dafür, daß Sie mich für einen Idioten halten!«

Merkwürdig. Was für eine Theorie mochte Abel gehabt haben? Von ihrem Plan konnte er nichts geahnt haben, sonst hätte er während des vorangegangenen Gesprächs, das sich um die Wahrscheinlichkeit von Leben im All gedreht hatte, zweifellos entsprechende Bemerkungen gemacht.

Und er hatte irrwitzig angespannt gewirkt. Ein Druckkochtopf kurz vor der Explosion. Vielleicht war es diese Anspannung gewesen, die auf dem Rückflug seinen Schlaganfall ausgelöst und damit die Katastrophe perfekt gemacht hatte.

»Was, glaubst du, wird passieren?« fragte Lutz unvermittelt.

»Was?« schreckte Yves aus seinen Erinnerungen hoch. »Was passiert?«

Lutz seufzte. »Na, was wohl? Unser Signal. Die Botschaft der Außerirdischen. Wie lange wird es dauern, bis es in den Zeitungen steht? Wir könnten Wetten darauf abschließen.« Er warf einen Blick auf den Zeitungsstapel neben der Couch. Obenauf lag ein Bericht über den Test einer pakistanischen Mittelstreckenrakete. »Vielleicht hält es ja Indien und Pakistan davon ab, den ersten Atomkrieg der Geschichte zu führen.«

Yves Lehmann sah seinen alten Schulfreund und langjährigen Geschäftspartner an, und plötzlich kam ihm die ganze Tollkühnheit ihres Plans zu Bewußtsein. Ihm wurde richtiggehend schlecht. Er ließ den Kopf zurücksinken, schloß die Augen und spürte, wie ihm feiner Schweiß ausbrach. Und nur noch zwei Tage! Am Montag begann es, unwiderruflich. Wenn sie nur keinen Fehler gemacht hatten!

»Meine Güte, Lutz«, flüsterte er. »Ich hoffe bloß, das klappt auch wirklich.«

*

Am Montag, dem 3. Juni 2002, um 17 Uhr 26 erhielt Peter Eisenhardt einen Anruf von Lutz Feidler. »Arecibo hat gerade in die richtige Richtung geschaut. Es läuft.« Damit legte er auf.

In den Nachrichten ging es um die FDP, die mit Möllemann rang, um Nitrofen-verseuchten Futterweizen und die angekündigten Warnstreiks bei der Post. Die vier Verschwörer zweifelten nicht daran, daß sich das in den kommenden Tagen drastisch ändern würde.

Am Dienstag, dem 4. Juni, kam ein hastiger Rundruf von Wolfgang Krentz. »Arecibo hat Jodrell Bank gestern abend gegen 18 Uhr MEZ kontaktiert. Eine Verifikationsanfrage. Leider konnte ich nicht herausfinden, worum genau es ging.«

»Unnötig«, war Lutz Feidlers Kommentar. »Wir ahnen es.«

Die Nachrichten handelten weiterhin von Gift in Ökoweizen und von der fortschreitenden Selbstdemontage der FDP.

»Es ist noch zu früh«, versicherten die vier Freunde einander.

Am Mittwoch, dem 5. Juni, berichteten die Nachrichten von einer Autobombe, die im israelischen Megiddo 17 Menschen tötete, und davon, daß FDP-Parteichef Westerwelle seinem Vize Möllemann ein Ultimatum gestellt hatte. Kein Wort über ein Signal von den Sternen.

Auch kein Wort immerhin, daß man einem entsprechenden Hoax auf die Schliche gekommen sei. »Selbst wenn, könnte das niemand zu uns zurückverfolgen«, beruhigte Lutz seinen nervösen Kompagnon. »Die Signaldaten sind eingespeist worden, danach hat sich die gesamte Software dafür selber gelöscht. Und gelöschte Daten hinterlassen keine Spuren.«

Am Nachmittag beherrschte das WM-Spiel Deutschland gegen Irland die Medien, vor allem das irische Ausgleichstor in letzter Sekunde. Vermutlich wäre in diesem Moment selbst die Landung einer fliegenden Untertasse auf dem Rasen des Weißen Hauses unerwähnt geblieben.

»Es kann doch nicht sein, daß niemand es schafft, das Signal zu entschlüsseln?« rätselte Eisenhardt.

Am Donnerstag, dem 6. Juni, lenkte Möllemann ein, weitete sich der Nitrofen-Skandal aus und begann die israelische Armee eine Vergeltungsaktion.

»Wißt ihr, mit welcher spannenden Frage das Arecibo-Teleskop sich zur Zeit beschäftigt? Ob bestimmte Spektralveränderungen bei Pulsaren von der Wellenlänge abhängig sind«, informierte Wolfgang Krentz seine Mitverschwörer. »Keine Rede von einer außerirdischen Botschaft. Auch bei SETI weiß man von nichts.«

»Lutz, bist du sicher, daß das Signal überhaupt gesendet wurde?« wollte Eisenhardt wissen.

»Absolut«, war die Antwort.

»Kannst du es noch mal starten?«

»Natürlich nicht. Wie gesagt, die Software hat sich danach gelöscht.«

»Irgendwas ist schiefgegangen«, meinte Yves Lehmann.

*

Am Dienstag kam Bernhard Abel nach Hause mit der Neuigkeit, er habe mit einer Internetrecherche in der Stadtbücherei und einigen Telefonaten Armin Pallens ausfindig gemacht. Der geheimnisvolle Besucher von letztem November wohne in der Nähe von Bremen. »Ich habe mir eine Zugkarte besorgt«, erklärte er. »Morgen fahre ich los.«

Und so tat er es. Kurz nachdem er das Haus mit nichts als einer kleinen Reisetasche verlassen hatte, fand Evelyn ungeachtet der angekündigten Poststreiks einen unförmigen Brief von der Klinik im Briefkasten. Sie riß ihn verwundert auf und zog ein unsäglich nach Keller und uraltem Schweiß miefendes, grauweißes Stück Stoff daraus hervor. Was um alles in der Welt war das?

Dann entdeckte sie Bernhards Monogramm und begriff, daß dies das Hemd war, das er damals getragen hatte, im Mai 1998,

auf dem Rückflug aus den USA, als ihn kurz vor der Landung ein Schlaganfall getroffen und für Jahre ins Koma geworfen hatte. In der Klinik hatte sie einen Sack mit seinen Sachen in Empfang genommen, zusammen mit der Entschuldigung, sein Hemd sei leider verlorengegangen. Das war ihr damals so was von egal gewesen, daß sie bis zu diesem Augenblick nicht mehr daran gedacht hatte.

Und nun hatte es sich wieder eingefunden. Ihr kamen fast die Tränen. Mit dem Auszug aus dem Haus hatte sie Bernhards Garderobe weggegeben, und das war damals ein Stück Abschied von der Vorstellung gewesen, er würde je wieder aufwachen. Sie würde versuchen, wenigstens dieses eine Hemd wieder sauber zu bekommen. Vielleicht wenn sie es einweichte, ein paar Tage lang, und dann in die Maschine gab...

Sie entdeckte einen Fleck in einer der Ärmelmanschetten. Nein, kein Fleck. Eine seltsame Buchstabenfolge, die sich las wie Ko-airin, hastig mit Kugelschreiber geschrieben.

Es war eindeutig Bernhards Schrift, aber nicht seine Art. Er hatte zwar immer mindestens einen Stift in der Brusttasche stecken gehabt, doch Notizen auf Hemdmanschetten zu schreiben wäre ihm nie eingefallen.

Außer... Evelyn startete die krakeligen Buchstaben an und sah ihn plötzlich, Bernhard, wie er sich im Flugzeug, von einer plötzlichen Ahnung nahen Unheils befallen, zusammenkrümmte, die Manschette aufknöpfend, um mit letzter Kraft eine letzte, eminent wichtige Information vor dem Vergessen zu bewahren. Und ihr fiel wieder ein, was Wolfgang ihr über das Paßwort erzählt hatte, nach dem sie so verzweifelt gesucht hatten.

*

Die Anstrengungen ihres Lebens hatten darin gegipfelt, den Radioteleskopen auf der ganzen Welt Daten unterzuschieben, die diese unweigerlich als Signal außerirdischer Wesen hätten

interpretieren müssen. Feindselig gesinnter außerirdischer Wesen, wohlgemerkt. Die Folgen dessen hätten epochal sein und eine Wende im menschlichen Denken von wenigstens kopernikanischen Ausmaßen nach sich ziehen sollen. Doch es hatte nicht funktioniert. Zwar waren die Daten gesendet worden, aber niemand hatte das Signal empfangen.

Wolfgang Krentz ahnte, was schiefgelaufen war. Es gab keine andere Erklärung. Nur Bernhard Abel konnte es ein zweites Mal fertiggebracht haben, ihr Projekt zu sabotieren.

Er hatte den anderen verschwiegen, daß Abel ihn vor ein paar Wochen aufgesucht hatte. Natürlich, denn sonst hätte er auch gestehen müssen, daß er ihren Plan an dessen Frau verraten hatte in dem wahnsinnigen Versuch, sie doch noch für sich zu gewinnen.

Er war gerade im Begriff, sich dazu durchzuringen, das Geständnis nachzuholen (sie würden ihn teeren und federn, gut, aber danach würden sie sich Abel schnappen, ihn in einem tiefen Keller schleppen und foltern, bis er alles verriet), als Evelyn anrief und ihm mit unfäßbarer Arglosigkeit erzählte, daß sie das Paßwort gefunden habe. In eine Hemdenmanschette gekritzelt! Es war nicht zu fassen.

Er legte den Hörer nicht erst auf, drückte nur die Gabel und wählte Lutz' Nummer, um zu fragen, ob der damit eventuell doch noch etwas anfangen könne.

»Bist du verrückt?« schnappte der. »Selbstverständlich. Nur so komme ich doch an seinen verdammten Rudiment-Treiber heran!«

»Aber wir haben doch die gesamte Software ausgetauscht?«

»Alles übrige, ja. Aber ohne den Rudiment-Treiber läuft sie nicht, und den hat Abel geschrieben. Ich habs nicht geschafft, den nachzubauen. Jetzt mach schon, wie heißt das Paßwort?«

»Großes K, o oder Null, Bindestrich...«

»Bindestrich!?!« hörte er Lutz aufheulen. Dann waren ein paar Geräusche zu hören, die verdächtig nach einem Kopf klangen, der wieder und wieder auf die Tischplatte geschlagen wurde.

»Lutz? Alles in Ordnung?«

»Scheiße, Mann!« kam dessen keuchende Stimme. »Das darf nicht wahr sein. Bindestrich – daß ich Idiot daran nie gedacht habe! In den üblichen Systemen, UNIX oder so, dürfen Paßwörter immer nur aus Buchstaben und Ziffern bestehen. Alle Kombinationen davon habe ich durchgespielt, kannst du dir ja denken. Aber daß der Hund auf die Idee kommt, Sonderzeichen zuzulassen...«

*

Als Lutz anrief, saß Yves Lehmann über der Urlaubsplanung. Auf Anspruchsvolleres konnte er sich nicht konzentrieren. Das Radio lief von morgens bis abends, eine Nachrichtensendung nach der anderen verging mit belanglosen, alltäglichen Meldungen, nur die Nachricht, auf die sie warteten, blieb aus.

»Hallo, Lutz. Auch noch unter den Leb...?«

Sein Geschäftspartner, der seit dem 3. Juni das Computerlabor im Keller seines Hauses nicht verlassen hatte, unterbrach ihn mit einer Stimme, aus der helle Panik klang. »Yves! Ich komme! Wir müssen uns treffen, hörst du? Verlaß sofort das Büro. Steig in den Wagen und komm...« Im Hintergrund dröhnte es. Lutz rief aus dem Auto an.

»Wie? Was redest du da? Beruhige dich erst mal. Und erzähl der Reihe nach.«

Kurzatmig schrie Lutz: »Wolfgang hat Abels Paßwort gefunden. ›K0-airin‹, was immer das heißt. Ich hab jetzt geschlagene zehn Stunden lang ohne Pause die Teile unserer Steuersoftware analysiert, die noch von Abel stammen. Es ist unglaublich, Yves! Es gibt so etwas wie eine zweite Ebene unterhalb des Internet. Eine Art doppelten Boden. Ich weiß nicht, wie ich es

beschreiben soll – es ist eine Art Programm, das innerhalb der Prozessoren läuft! Unglaublich gut versteckt. Und irgendwie sorgt dieses Programm dafür, daß die Kommunikation der ganzen Welt überwacht werden kann, und ich habe mit einem unfassbar leistungsfähigen Rechnersystem Kontakt gehabt, das genau das tut – die ganze Welt überwachen! Jeden blöden Computer, jeden einzelnen verdammten Prozessorchip! Und weißt du, wozu? Um so etwas wie unser Signal verschwinden zu lassen! Irgendjemand unterdrückt seit mindestens dreißig Jahren planmäßig jede Messung, jedes Bit, einfach alles, was einen Hinweis auf außerirdisches Leben liefern könnte."

»Das ist doch Unsinn, Lutz«, sagte Yves.

Ein halb irres Lachen antwortete ihm. »Und wir haben uns immer gefragt, warum die Prozessoren schneller und schneller werden und die Programme trotzdem so langsam laufen wie eh und je. Sie haben uns alle drangekriegt, Yves! Wer immer die sind, sie haben die Computerindustrie unterwandert in einem Maß, wie wir es uns kaum vorstellen können. Abel muß das damals entdeckt haben – und er hat gedacht, wir seien irgendwie dafür verantwortlich! Aber in Wirklichkeit war es sein Rudiment-Treiber, der mit diesem versteckten Programm interagiert... und ich habe das nur für eine Art Seiteneffekt des Prozessors gehalten... Scheiße, Yves, ich glaube, es war keine gute Idee, dir das übers Handy zu sagen.«

Im nächsten Augenblick war die Leitung tot.

Yves Lehmann sah den Hörer beunruhigt an. Während er auflegte, sah er, wie draußen vor der Zufahrt zum Firmenparkplatz ein schwarzer Wagen hielt und drei Männer in dunklen Anzügen ausstiegen.

*

Sie erwarteten ihn schon, als er bei dem kleinen Dorf in der Nähe von Bremen ankam. Einträchtig standen sie an der Bus-

haltestelle, der Engländer, der Borsa hieß, und der Mann, der im November vor der Tür gestanden hatte. Der schüttelte Abel die Hand und gab dabei einen gutturalen Laut von sich, der klang wie »Mmua de-hi«.

»Angenehm, Abel«, sagte Abel irritiert.

Der andere lächelte. »Das war nicht mein Name. Das war der Gruß unseres Volkes, wie er aus einer menschlichen Kehle klingt.« Er trug ein graues Hemd und hatte ein großes, merkwürdig geformtes Muttermal am Hals, das Abel damals nicht aufgefallen war. »Mein Name ist Arpa.«

»Sie erinnern sich nicht?« vergewisserte sich Borsa.

»Nein«, bekannte Abel.

»Dann haben Sie vermutlich auch keine Antwort?«

Abel musterte ihn, müde von der Reise. »Ich habe eigentlich nur Fragen.«

Die beiden sahen einander bedeutungsvoll an. »Kommt«, sagte Arpa.

Es war nicht weit zu gehen bis zu einem schmalen Reihenhaushaus in einer stillen Seitenstraße. Winzige Vorgärten, Mauern aus roten Ziegeln, ein umgestürztes Dreirad auf dem Nachbargrundstück. Arpa schloß auf und ging vor in eine Wohnung, aus der ihnen widerlich süßlicher Gestank entgegenschlug.

Abel spürte, wie sich seine Nackenhaare aufstellten. Das war etwas anderes als verschimmeltes Geschirr, ungewaschene Wäsche oder übervolle Mülleimer, wie sie in einem Männerhaushalt eben vorkommen. Das war der Gestank von etwas Furchtbarem.

Gleich darauf sah er es. Die ganze Wohnung stand voller riesiger, gläserner Terrarien, die mit geradezu unglaublichen Mengen von Ratten angefüllt waren, grauen, wuselnden Massen, die den vorhandenen Platz bis fast auf den letzten Kubikzentimeter füllten. Die Tiere drückten sich gegenseitig praktisch tot, wie sie übereinander wegkrabbelten und einander gegen die Scheiben preßten. Abgebissene Schwänze, schwärende

Wunden und Stellen, an denen der Pelz ausging, waren noch die harmlosesten Anzeichen brutaler Kämpfe. Wenn man genauer hinschaute, sah man am Boden der Kästen schichtenweise reglose, offensichtlich tote Tiere. Als Abel an etlichen etwas entdeckte, was er für fortgeschrittene Verwesung hielt, hörte er auf, genauer hinzuschauen.

»Das ist jetzt der, ich glaube, siebte Durchgang«, erklärte Arpa im Plauderton. »Ich fange mit vier, fünf Paaren an, und im Nu wird so etwas daraus. Unfaßbar, oder?«

Die gläsernen Kästen standen überall, in jedem Zimmer. Im Wohnzimmer ließen sie gerade mal Platz für ein Sofa und einen Fernseher, im Schlafzimmer für ein schmales Bett. Sie waren untereinander durch metallene Laufröhren verbunden, in denen Hunderte von Pfoten kratzten und krackelten. Kleine, summende Apparate hier und da schienen Atemluft in das System zu pumpen. Die Wohnung war erfüllt von leisem, vieltausendstimmigem Fiepen und Fauchen, von Geräuschen entsetzlicher Qual.

Abel mußte sich räuspern. »Was soll das?«

»Das war mein Versuch, eine Lösung zu finden«, sagte Arpa und fuhr mit der Hand liebkosend über einen der Kästen. »Wobei ich meine Chance damit vergeudet habe. Ich habe nichts herausgefunden, was man nicht durch simple mathematische Berechnungen genauso gut hätte herausfinden können. Aber so ist das bei einer Verschmelzung, man kommt an und ist ahnungslos wie ein neugeborenes Kind. Im Grunde aussichtslos, es auf diese Weise zu versuchen.«

»Zu versuchen? Was zu versuchen?«

»Eine Lösung für die Menschenfrage zu finden, die von der der Entschlossenen abweicht – und trotzdem glaubwürdig ist.« Arpa seufzte. »Die Spezies der Ratten und die Spezies der Menschen haben viel gemeinsam, deshalb das hier. Beide sind Allesfresser. Beide können in jedem Lebensraum auf diesem Planeten existieren und tun es auch. Beide sind überraschend

schlau – und fast unmöglich auszurotten.« Er tätschelte einen Fütterungsautomaten. »Ich versorge sie mit Nahrung, um die höhere Produktivität der Menschen zu simulieren, und mit Sexualhormonen, damit ihre Fortpflanzungsrate der menschlichen maßstäblich entspricht. Und ich achte darauf, daß kein Tier entkommen kann, nirgends. Das ist wichtig. Und es genügt. Sie sind nicht imstande, Gleichgewicht zu wahren. Wenn man ihnen unüberwindliche Grenzen setzt, ist es nur eine Frage der Zeit, bis sie alle tot sind.«

»Das ist grausam«, sagte Abel.

»Das ist genau das, was die Entschlossenen mit den Menschen machen«, sagte Arpa.

»Die Entschlossenen?«

Borsa hob die Hand. »Wir wollten Ihnen das hier zeigen, damit Sie wirklich verstehen. Wir hatten sehr auf Sie gehofft, Koairin. Ihnen ist die Verschmelzung besser gelungen als jedem anderen zuvor. Wenn Sie keine Antwort gefunden haben, dann, fürchte ich, gibt es keine.«

»Eine Antwort? Was für eine Antwort?«

»Wir hatten gehofft, daß Sie herausfinden, wie die Exponentialdrift zu stoppen ist. Wenn wir die Menschen von innen heraus verstehen, hatten wir geglaubt, werden wir einen anderen Weg finden als den, sie auszumerzen.«

Arpa nickte. »So bleibt uns nur, die Entschlossenen gewähren zu lassen.«

»Aber warum?« fragte Bernhard Abel. Nein, er war nicht Bernhard Abel. Nicht mehr. Sein Name war Koairin. »Was treibt die Entschlossenen? Was haben ihnen die Menschen getan, daß sie sie vernichten wollen?«

»Der Grund ihres Handelns ist Nemezirs Berechnung«, sagte Borsa.

*

Wieder einmal hatte die Polizei Dr. Jürgen Röber zu einer Gegenüberstellung nach Berlin gebeten, und wieder einmal hatte es nichts gebracht. Ohne besondere Hoffnung rief er danach, da er nun schon in der Stadt war, Professor Schmidt an, und der war aus irgendeinem Grund auf einmal bereit, ihm Rede und Antwort zu stehen.

Ob er wisse, was Memetik sei, fragte sein ehemaliger Doktorvater nach einsilbiger Begrüßung. Als Röber verneinte, fuhr er fort, als wolle er loswerden, was zu sagen war, ehe er es sich anders überlegte: »Nehmen wir ein Beispiel. Sie hatten bestimmt schon einmal eine Unterredung mit jemandem, der Ihnen unbedingt von seinem Gott erzählen mußte? Oder der versucht hat, Sie zu seiner politischen Meinung zu bekehren?«

»Läßt sich kaum vermeiden«, nickte Röber.

»Gut. Angenommen, wir betrachten jetzt nicht die Art und Weise, wie Menschen Gedanken austauschen, sondern diese Gedanken selber. Wenn zum Beispiel jemand einer religiösen Auffassung anhängt, die ihm gebietet, andere von seiner Sichtweise zu überzeugen, dann ist diese Auffassung eine Art Computervirus des Geistes; ein Konglomerat von Vorstellungen, das das Bestreben hat, sich von Geist zu Geist fortzupflanzen. Gleichgültig, ob es Religion ist oder eine politische Einstellung, eine Mode, die sich verbreitet, oder eine Melodie, die Sie nach einmal Hören nicht mehr aus dem Kopf bekommen – die Memetik nennt jede Kombination von Vorstellungen, Gedanken und Ideen, die dazu imstande ist, sich in einem anderen Geist zu reduplizieren, ein Mem. Meme sind die Grundbausteine unseres Geistes und unserer Kultur, genau wie Gene die Grundbausteine biologischen Lebens sind. Ähnlich wie Viren verbreiten und vervielfältigen sie sich, verändern sich bei der Weitergabe und ringen in einer Art darwinschem Selektionsvorgang in unseren Bewußtseinen um Aufmerksamkeit – Evolution also. Wir sind in dieser Sichtweise nur ihre Wirte.«

Röber ließ sich das durch den Kopf gehen. »Wenn man das ernst nimmt, ist diese Theorie aber ihrerseits ein Mem, oder?«

»Genau«, nickte Professor Schmidt. »Eines, das gerade versucht, sich in Ihrem Geist zu reduplizieren.«

»Nette Theorie. Aber offen gestanden verstehe ich nicht, was das mit meinem Patienten zu tun hat, der sich für einen Außerirdischen hält. Oder was daran so gefährlich sein soll, wie Sie bisher getan haben.«

Professor Schmidt musterte ihn wie früher, wenn er etwas Dummes gesagt hatte. »Überlegen Sie doch. Alle Patienten haben sich gleich verhalten. Sie sind aus einem langen Koma erwacht und hielten sich für Außerirdische in Körpern von Menschen. Sie benutzten Begriffe wie ›Exponentialdrift‹ und ›Nemezirs Berechnung‹, ohne sie erklären zu können. Wenn wir nicht gerade davon ausgehen wollen, daß sie tatsächlich Außerirdische in den Körpern von Menschen sind, bleibt als einzige Erklärung, daß hier ein mächtiges Mem am Werk war, das es schafft, sich über zeitliche und räumliche Distanz fortzupflanzen. Und das extrem wirkungsvoll ist – es löscht die vorherige Persönlichkeit des Betroffenen ja aus.«

»Zugegeben, interessant, aber...«

Der Professor unterbrach ihn mit einer Handbewegung. »Ziehen Sie die Analogie zum Computervirus! Die Mechanismen eines derart mächtigen Mems wären die perfekte Waffe. Was sind Flugzeugträger, Millionenheere und selbst Nuklearwaffen gegen den direkten Einfluß auf die Hirne der Menschen? Man könnte Soldaten dazu bringen, ihre Gewehre niederzulegen, und ihre Oberbefehlshaber davon abhalten, die entscheidenden Knöpfe zu drücken... Wer dieses Mem enträtselt, hat den Schlüssel zur Weltherrschaft in Händen.«

Diese Wendung des Gesprächs war Röber unheimlich. Er fühlte sich an Star Wars erinnert, an jenen Moment, als Darth Vader seinen Sohn Luke Skywalker dazu bringen will, sich auf seine Seite zu schlagen, die dunkle Seite der Macht, und ihm

zuruft: ›Gemeinsam können wir die Galaxis beherrschen, Luke!‹

»Tja, klingt interessant...«, sagte Röber matt. Der Mann war offensichtlich durchgeknallt. Am besten machte er, daß er hier raus kam. Und nie wieder würde er sich um Dinge kümmern, die ihn nichts angingen.

Eine Idee. Ein Ablenkungsmanöver. »Warum nur alle elf Jahre? Haben Sie mal überlegt, was das zu bedeuten hat?«

»Die Sonne«, sagte sein Gegenüber. »Ich glaube, es hängt mit der Sonne zusammen. Ein elektromagnetisches Phänomen vielleicht. Ein Bekannter von mir, ein Wissenschaftsjournalist – der übrigens gleich auf einen Sprung vorbeikommt; er möchte Sie kennenlernen –, hat mich darauf gebracht. Der einzige natürliche Zyklus, der genau elf Jahre dauert, ist der Sonnenzyklus. Jeder ›Außerirdische‹ ist ungefähr neun Monate nach dem Maximum der Sonnenfleckaktivität aufgewacht. Die hatte ihren letzten Höhepunkt Ende 2000, also war ab August 2001 wieder damit zu rechnen.«

Röber vergegenwärtigte sich den Kalender. Nicht ohne Gänsehaut fiel ihm auf, daß seit Abels Erwachen ebenfalls wieder neun Monate vergangen waren.

In diesem Moment ging die Tür auf. Obwohl der Besucher seine grüne Jacke heute nicht trug, erkannte ihn Jürgen Röber sofort: Es war der Mann, der ihm im Treppenhaus begegnet war. Der Mann, mit dem Vera Feldheimer in der Bar gesprochen hatte – und der sie wahrscheinlich getötet hatte.

»Sie!« entfuhr es ihm.

Der Fremde lächelte ein furchterregend leeres Lächeln. »Wie es aussieht, komme ich genau richtig«, sagte er.

*

»Nemezir war...« Borsa stockte, schüttelte den Kopf. »Ach, die menschliche Sprache dafür benutzen zu müssen! Die wider-

spenstigen Begriffe der Menschen! Ein Wissenschaftler war er, so könnte man sagen. Er erforschte die Menschen und ihre Veranlagung. Und er stellte die Berechnung auf, die seither seinen Namen trägt.« Er legte einen Taschenrechner auf den Tisch. »Rechnen Sie nach. Die Menschheit vermehrt sich gegenwärtig mit etwa 1,6% je Erdjahr, was einer Verdoppelung ihrer Zahl alle 45 Erdjahre entspricht. Das heißt, wenn alle Schranken fielen – wenn es nur eines Schrittes bedürfte, um auf einen anderen Planeten zu gelangen –, wäre dieser rechnerisch nach 45 Erdjahren genauso dicht besiedelt wie die Erde heute. Nach 90 Jahren wären bereits vier Planeten gefüllt. Und immer so weiter, eine exponentielle Entwicklung, unaufhaltsam wie die Bewegung der Kontinente. Deshalb sprechen wir von Exponentialdrift.«

Bernhard Abel, der von sich nur noch als Koairin dachte, schüttelte nach kurzem Überlegen den Kopf. »Aber es braucht mehr als einen Schritt, um auf einen anderen Planeten zu gelangen.«

»Eben nicht«, sagte Arpa. »Das ist das Problem.«

»Wie bitte? Nach allem, was ich gelesen habe, ist es fraglich, ob es technisch machbar sein wird, auch nur eine Robotersonde bis in ein anderes Sonnensystem zu schicken.«

»Die Entschlossenen manipulieren die wissenschaftliche Forschung, so gut sie können, trotzdem sind die Menschen nur um Haaresbreite von der Entdeckung entfernt, wie man interstellare Distanzen bewältigt. Es ist sehr, sehr einfach. Und buchstäblich jeden Tag kann jemand auf die entscheidende Idee kommen.«

Koairin dachte darüber nach und hatte keine Ahnung, in welcher Richtung nach dieser Idee zu suchen sein mochte. »Und wenn schon. Das Universum ist unendlich groß. Es sollte für alle reichen.«

»Sie täuschen sich, was die Größe des Universums anbelangt. Es ist groß, gewiß, aber die Anzahl der Sterne ist endlich.«

»Aber mehr, als irgend jemand jemals brauchen wird.«

»Keineswegs. Nehmen Sie diese Galaxis. In ihr gibt es, grob geschätzt, hunderttausend Planeten, die sich für eine Besiedlung durch Menschen eignen. Nun rechnen Sie. Verdoppeln Sie. Vier Planeten nach neunzig Jahren, also im Jahr 2100, wenn die Expansion demnächst beginnen würde. Das hieße, im Jahr 2500 wären es bereits über zweitausend Planeten. Im Jahr 2900 eine Million. Und im Jahr 3225 wäre die gesamte Milchstraße von Menschen besiedelt.« Borsa seufzte. »Eine Trilliarde Menschen gäbe es dann, deren Vermehrungspotenz auch das restliche Universum nicht lange standhalten würde. Etwa hundert Milliarden Galaxien gibt es. Das reicht kaum ein weiteres Jahrtausend. Noch vor dem Jahr 4400 wäre das gesamte Universum von Menschen besiedelt.«

Koairin griff nach dem Taschenrechner, rechnete, rechnete nochmals. Es stimmte. »Aber ist das nicht eine zu einfache Rechnung?«

»Es ist die Berechnung, die Nemezir aufstellte. Entscheidend daran ist die exponentielle Entwicklung – die übrigen Werte spielen, verglichen damit, kaum eine Rolle. Ob es nun 45, 400 oder 4000 Erdjahre dauert, einen Planeten zu besiedeln, ist letztlich egal. Wie wir die Menschen kennen, würde sich die Ausdehnung im Laufe der Zeit eher beschleunigen als verlangsamen, oder? Sie sind so. Alles optimieren, alles schneller machen. Sie lieben es. Und«, fügte Borsa hinzu, »die meisten dieser Welten warten nicht darauf, besiedelt zu werden. Sie sind es schon.«

Erinnerungen. Indianerkriege. Ausrottung der Pocken. Zweiter Weltkrieg. Ja, die Menschen waren brutal, gegen ihre eigene Spezies wie gegen andere. »Die Menschen würden sie mit Gewalt nehmen«, erkannte Koairin. »Spätestens, wenn keine leeren Planeten mehr übrig wären.«

»Und wer könnte einer Streitmacht widerstehen, die dann über fünfzig Quadrillionen Menschen aufzubieten imstande wäre?« Borsa nickte. »Die Entschlossenen sind nicht gewillt, so

lange zu warten. Sie haben die Entscheidung getroffen, dieser Entwicklung zuvorzukommen. Jetzt, sagen sie, ist die Zeit zu handeln. Alles, was man jetzt tun muß, ist, den Menschen den Schritt über die Grenzen ihres Planeten hinaus zu verwehren. Dann werden sie sich mit ihrer Exponentialdrift selbst ersticken, und die Gefahr für das Universum ist abgewendet.«

Plötzlich begriff er den Plan in seinem ganzen Umfang. Alles fiel ihm wieder ein. Seine Artgenossen waren hier, in großer Zahl. Aber sie hatten nicht den Weg der Verschmelzung gewählt, sondern den der Übernahme: Dabei wurde der Geist des Betreffenden erbarmungslos ausgelöscht, und der Geist des Invasoren trat an dessen Stelle, mit allen Erinnerungen, voll funktionsfähig – aber eben der Geist eines Fremden, außerstande, die Menschen wirklich zu verstehen. Sie übernahmen Menschen an den Schaltstellen der Macht, um in deren Gestalt ihren Plan zu verfolgen.

»Was wird jetzt geschehen?« fragte Abel.

»Das Tor öffnet sich. Alle elf Jahre. Es hängt mit dem Zyklus der Sonne zusammen. Zuerst öffnet sich das Kleine Tor, durch das nur Verschmelzungen möglich sind. Durch das du gekommen bist, ich, Borsa, wir alle. Neun Monate danach öffnet sich das Große Tor, jenes, durch das auch harte Übernahmen geschehen können. Und sie werden wieder geschehen. Die Entschlossenen werden neue Legionen schicken. Die, die schon hier sind, dienen als Anker. Die letzten Male haben sie sich auf Amerika konzentriert, aber diesmal werden sie auch wieder nach Europa kommen.« Er sah ihn ernst an. »Darum nennt man sie die Entschlossenen. Weil sie zu allem entschlossen sind.«



Hartmut Duns, Referatsleiter im Auswärtigen Amt, rieb sich das Ohr, anstatt einzusteigen. »Ein komischer Pfeifton«, erklärte er dem wartenden Chauffeur. »Plagt mich schon den ganzen

Tag. Als ob ich gestern in einer zu lauten Disco gewesen wäre.«

»Und?« fragte der Mann mit der Statur eines Ringers, geduldig die Wagentür offen haltend. »Waren Sie?«

»Ach was. Man kommt ja zu nichts.« Der Referatsleiter schwang seine Aktenmappe auf den Rücksitz des schweren, gepanzerten Dienstwagens und sich selbst hinterher. Als die Tür mit sattem Ton ins Schloß fiel, schien aus dem Pfeifen im Ohr ein leichter Schmerz zu werden.

Der Chauffeur stieg seinerseits ein, der Wagen rollte an. Hantieren mit Ausweisen an der Ausfahrt, dann ging der rotweiße Balken der Schranke hoch. Einer der Bundesgrenzschutzbeamten, die hereinkommende Fahrzeuge kontrollierten, warf einen gleichgültigen Blick herüber – ausfahrende Autos waren unverdächtig. Sie ordneten sich in den fließenden Verkehr ein, wurden zu einem nicht weiter auffallenden Bestandteil des Verkehrsstroms.

Nur daß mit jedem Meter die Kopfschmerzen zunahmen. Hartmut Duns verzog das Gesicht. Der Wagen glitt ruhig dahin, bestens gefedert und gedämpft, trotzdem schien jeder kleine Schlag, der ab und zu, ausgelöst von einem überstehenden Kanaldeckel oder dergleichen, durchkam, einen blanken Nerv zu treffen.

Der Referatsleiter massierte seine Schläfen, sah aus dem Fenster. Zum ersten Mal fiel ihm auf, wie viele Apotheken es in Berlin gab. In Apotheken gab es Kopfschmerztabletten. Er hatte noch nie im Leben Kopfschmerztabletten gekauft, fühlte sich eigentlich auch noch zu jung dafür, aber Himmel, dieses grelle Ziehen im Schädel!

Er öffnete die Aktenmappe, holte die Zeitung heraus, schlug sie auf, las, daß im Park um die Archenholdt-Sternwarte zwei Ärzte, darunter ein bekannter Neurologe, erschossen aufgefunden worden waren. Das Weiß des Papiers tat in den Augen weh. Nein, das war keine Ablenkung. Er stopfte alles zurück,

ließ das Schloß zuschnappen, schloß die Lider. Nicht auszuhalten. Unmöglich würde er mit derartigen Kopfschmerzen einen mehrstündigen Flug überstehen. Abgesehen davon, daß der Außenminister volle Einsatzbereitschaft von ihm erwartete.

Bestimmt gab es an Bord etwas. Tabletten gegen Reisekrankheit, Übelkeit, Kopfschmerzen und so weiter, das gehörte doch sicher zur Standardausstattung eines Flugzeugs. Vielleicht war es eine Grippe, die sich da ankündigte. Oder Migräne? Wenn das Migräne war, dann verstand er endlich, daß seine Mutter immer so geklagt hatte.

Hartmut Duns versuchte, den Kopf locker zu halten und die Bewegungen des Fahrzeugs mit dem Körper abzufedern. Er stöhnte leise, als es um eine Kurve ging. Die Umrisse der Straßenschilder draußen flimmerten. Plötzlich war er davon überzeugt, daß er es nicht mehr aushalten würde bis zum Flugplatz.

Wieder ein Bremsmanöver. Rote Ampeln. Scharen von Fußgängern. Eine Baustelle um die Ecke, zähes, ruckelndes Vorwärtskämpfen, Wagen um Wagen. Hupkonzerte. Und dort vorn war eine Apotheke.

»Können wir bitte...?« sagte er mühsam, beugte sich vor, war sich nicht sicher, ob es ihm gelungen war, Worte zu formen. »Können Sie...?«

Er hielt inne. Sein Blick war auf einen Mann gefallen, einen schlanken Mann, der einen langen, dunklen Mantel trug und reglos am Straßenrand stand, keine zwanzig Meter entfernt, neben einem Laternenmast, unverwandt in seine Richtung starrend. Als sehe er ihn durch die getönten Scheiben hindurch. Als wisse er genau, daß er hier saß und diesen Blick erwiderte. Als habe er auf ihn gewartet.

Hartmut Duns war sich plötzlich sicher, daß dieser Mann schuld war an seinen Kopfschmerzen. Dieser Mann war...

Gefährlich!

Duns langte nach vorn, krallte die Hand in die Lehne des Beifahrersitzes, warum sah dieser Chauffeur nicht her, verdammt?

Seine Stimme versagte, weil es ihm jeden Knochen im Kopf zerbröselte. Sie mußten umdrehen, abbiegen, irgend etwas, Hauptsache weg von diesem Mann im dunklen Mantel.

Der Schmerz zog sich auf einem Punkt in der Mitte seiner Stirn zusammen und bohrte sich von da aus hinab, mitten hinein in seinen Schädel, und dort verwandelte er sich in etwas Entsetzliches, etwas so abgrundtief Fremdartiges, daß die menschliche Sprache kein Wort dafür kennt.

Der Chauffeur erwischte endlich eine Lücke im rabiart fließenden Verkehr und manövrierte um die Baustelle herum, auf der, wie meistens, niemand arbeitete. Er sah hoch, in den Rückspiegel, weil er aus dem Augenwinkel eine Handbewegung des Referatsleiters gesehen zu haben glaubte.

»Sie wünschten etwas, Herr Duns?«

Der schwächliche Mann mit der randlosen Brille winkte ab.

»Nein, schon gut. Alles in Ordnung.«

Am Straßenrand stand eine Gestalt in einem dunklen Mantel, die ein Schild trug mit der Aufschrift: ›Das Ende ist nahe‹.

»Ich meine, weil Sie eben...«

»Hat sich erledigt. Danke.«

Ende